

Eine Sommerfahrt in
den hohen Kaukasus.

..... Von

Hubert Wagner.

8 S 63
sonst.
(1904)

Archivexemplar
nicht ausleihbar

127 357

Eine Sommerfahrt in den hohen Kaukasus.

Zwei Vorträge

gehalten in der Sektion Freiburg des D. u. Oe. Alpenvereins

von

Hubert Wagner.

Sonderabzug aus dem „Breisgauer Erzähler“, Sonntagsbeilage der
„Breisgauer Zeitung“.



Universitäts-Buchdruckerei H. Hochreuther, Freiburg i. Br.
1904.

0646

~~8 B 2393~~

8 S 63 soust. (1504)

Alpenvereinsbücherei

D. A. V., München

64 393

Archiv-Ex.

Wenn ich heute aus Gegenden berichten kann, die nur wenige europäische Touristen betreten haben, so verdanke ich dies der Gunst einer Gelegenheit, wie sie sich uns nur selten im Leben darbietet. Herr W. R. Rickmers, dessen Namen den Mitgliedern des Alpenvereins aus seinen Veröffentlichungen bekannt sein wird, hatte im vergangenen Jahre den Vorsatz gefaßt, den Kaukasus, der ihm bei wiederholten Besuchen immer mehr an's Herz gewachsen war, deutschen Alpinisten zu erschließen, denen es an Zeit und auch an den Mitteln fehlen würde, eigene Expeditionen in dieses entlegene Gebirgsland vorzubereiten und in's Werk zu setzen. Daß die Führung eines mit Land und Leuten bereits vertrauten Mannes bei solchen Unternehmungen von höchstem Wert ist, namentlich wenn es sich darum handelt, in verhältnismäßig kurzer Zeit Vieles auszuführen, das hatten wir sehr oft Gelegenheit durch unsere Erlebnisse bestätigt zu sehen. Als Herr Rickmers im vergangenen Winter auf dem Feldberg, wo er als eifriger Skiläufer öfters weilte, die Aufforderung zur Teilnahme an mich richtete, da war ich mit dem Herzen sogleich bei der Sache und die Zweifel des Kopfes, ob ich mich so auserlesenen Alpinisten anschließen dürfe ohne Gefahr, ein Hindernis für ihre Unternehmungen zu bilden, beschwichtigte Herr Rickmers in liebenswürdiger Weise.

So trat ich denn am letzten Tage des Juni v. Js., ausgerüstet mit allem, was man auf einer Bergfahrt solcher Art braucht, die Reise an, um zunächst in Wien mit den Gefährten zusammenzutreffen. Abergläubige Leute hätten wohl großen Anstoß daran genommen, daß nach den letzten Mitteilungen, die wir vor der Abreise empfangen hatten, die Zahl der Teilnehmer gerade 13 betrug, und ich kann es nicht verhindern, wenn dieselben Leute nun meinen es sei alles nur deshalb so glücklich abgelaufen, weil der

13. Mann im letzten Augenblick noch absagte. Unserer Gesellschaft gehörte eine junge Dame an, Fräulein Cenci von Ficker aus Innsbruck, die mit den lähnstigen Bergsteigern weiteifert an Mut und Ausdauer, unserm Lagerleben aber die wohlthuende Zugabe des Waltens einer Hausfrau beiferte. Mit ihr reiste ihr Bruder Herr Heinz v. Ficker. Aus Deutschland beteiligten sich an der Fahrt die Herren Kunstmalers Ernst Platz aus München, Dr. Fritz Reichert aus Straßburg, stud. Franz Scheck und Adolf Schulze, beide aus München, Dr. Oskar Schuster aus Dresden, aus der Schweiz die Herren Dr. K. Helbling und Albert Weber und endlich als Einziger fremder Junge Herr J. H. Wigner aus Schottland.

Als wir unter dem lebenswürdigen Geleit von Wiener Alpenfreunden am 2. Juli abends im Nordbahnhof den Nachtschnellzug bestiegen, war Herr Rickmers bereits nach Odessa vorausgeeilt, wo der Konerven-Proviant einzukaufen war. Um nach der südlicher als Wien gelegenen Hafenstadt am schwarzen Meere zu gelangen, muß man einen ziemlichen Umweg machen. Man umfährt die Karpaten im Bogen nach Norden durch die nicht gerade im Rufe landschaftlicher Reize stehenden Gefilde Galiziens. Ich muß nun gestehen, daß so schlimm, wie man sich Oesterreichisch-Polen vorstellt, es sich dem Auge nicht darbietet. Eintönig ist die Gegend allerdings, aber sie hat bei ihrer Fruchtbarkeit nichts trostloses. Gegen Abend erreichten wir die russische Grenze, ein Augenblick, dem mit einem gewissen Bangen entgegengesehen wurde. Werden wir in der einen Stunde Aufenthaltzeit die Paß- und Zollformalitäten abwickeln können? Diese Frage war nicht unberechtigt angesichts des Berges von Koffern und Päckchen — allein 25 Stück Großgepäck —, die wir in Wien nach Odessa aufgegeben hatten. Trotzdem das Heer weißuniformierter Beamter, das uns in Wolochyska auf dem Bahnhof entgegentrat, nicht gerade sehr ermutigend wirkte, verlief die Musterung überraschend glatt. Gesandtschafts- und andere Empfehlungen sowie die Beihilfe des Angestellten einer Expeditionsfirma von der nahen österreichischen Grenzstation, der sich dort als sprachlicher Vermittler auf Vorausbestellung uns angeschlossen hatte, taten ihre Schuldigkeit, vielleicht hat auch der ungewöhnliche Anblick unserer alpin ausgestatteten Gesellschaft die Herzen der Zöllner besonders weich gestimmt: nicht ein Stück großes

Gepäck mußte geöffnet werden. Wir hatten sogar noch Zeit, an dem in russischen Bahnrestaurationen stets gut mit warmen Speisen versehenen Buffet unsere Auswahl zu treffen, ehe wir die Reise in's Innere des Zarenreiches antraten. Nach der mit wenig Schlafgelegenheit im stark besetzten Coupé verbrachten letzten Nacht war es eine Wohlthat, nun seinen Sitzplatz angewiesen zu erhalten, auf den der Besitzer einer für 1 $\frac{1}{2}$ Rubel zu leistenden Platzkarte Anspruch hat. Da der Reisende in Rußland gewöhnlich viel längere Strecken zurücklegen muß als bei uns und die geringere Fahrtgeschwindigkeit die Dauer der Bahnreise noch verlängert, so ist auch bessere Vorsorge für die Bequemlichkeit während der Nacht getroffen.

Bei trübem Wetter fuhren wir am nächsten Vormittag nach 9 Uhr in Odessa ein. Verschiedene Einkäufe in der Stadt füllten die wenigen Stunden unseres Aufenthaltes aus und nachmittags 3 Uhr dampften wir vom Hafendamm ab, um zunächst noch geraume Zeit zur Regulierung des Kompasses, angefichts der auf ihrer erhöhten Uferterrasse thronenden Stadt zu manövrieren, ehe wir den südlichen Kurs der Krim entgegen aufnahmen. Das Schwarze Meer, von dessen Tüden so mancher Seefahrer zu berichten weiß, hat sich uns nur von seiner lebenswürdigsten Seite gezeigt. Wenn die Sonne, die während unseres Aufenthaltes in Odessa die Herrschaft übernommen hatte und die 4 $\frac{1}{2}$ Tage unserer Fahrt hindurch behauptete, abends in feuriger Glorie im blauen Meerespiegel versank, so warf ein hellleuchtender Vollmond sein Zauberlicht auf die glatten Fluten. Am zweiten Tag fuhren wir in den berühmten Kriegshafen von Sewastopol ein; in blendendem Sonnenlicht lagen die niederen gelben Felsufer, mit Festungswerken gekrönt, vor uns und es blieb uns Zeit in den zum Teil mit sehr stattlichen Häusern besetzten breiten Straßen, die wie meistens in russischen Städten mit Bäumen bepflanzt sind, einen Rundgang zu machen. Nach Umschiffung des Kap Spherionesty, der Südwestspitze der Krim, folgt nun der schönste Teil der Halbinsel. Zunächst das malerische Felsufer des Kap Fiolente, wo der Tempel der taurischen Artemis gestanden haben soll, also der Schauplatz von Goethe's Iphigenie. Dann senken sich die Berge in sanfteren Hängen zur Küste herab und eine üppige südliche Vegetation bedeckt sie, wir haben die „Riviera“ der Krim erreicht mit Jalta, dem vielbesuchten Badeort. Am folgenden Tage fuhren wir nach Umschiffung der ganzen Halbinsel in die

Umbung des Asow'schen Meeres ein und hielten vor Kertsch weit draußen auf der Höhe, denn das Fahrwasser ist hier sehr seicht. Der pontische König Mithridates, der einst den Römern so viel zu schaffen machte, hat in dieser seiner ehemaligen Residenz nichts hinterlassen als seinen Namen, welchen der steil hinter der Stadt aufsteigende Berggrücken trägt. Von hier ab steuern wir nun mit direkterem Kurse unserem Ziel entgegen, entlang der Ostküste des Schwarzen Meeres. Die waldigen niedrigen Berge, die am dritten Tage unserer Fahrt die Uferlandschaft bilden, sind die ersten Vorläufer des Kaukasus; es ist eine einsame Gegend mit wenig Ansiedelungen, ehemals die Heimat des Tcherlessenstammes, der aber nach der russischen Eroberung zu den glaubensbefreundeten Türken ausgewandert ist. Erst am letzten Fahrttage erscheinen hinter den waldigen Rücken die Fels- und Schneelämme des hohen Kaukasus. Doch der Saum der Berge weicht nun bald vom Ufer zurück, und an seine Stelle tritt ein breites Flußthal, aus dem die beiden gletschergeborenen Ströme, Ingur und Rion, zum Meere eilen, ihre gelben Fluten mit dessen blauen Gewässern vermischend. Poti, im sumpfigen Delta des Rion gelegen, ist die letzte Hafenstadt, die wir vor Batum berühren, es ist wie dieses Endpunkt der Bahn, welche von Baku am kaspischen Meere kommend die kaukasische Landenge quert. Unter den verklumpten Tataren, welche hier als Lastträger den Hafendammben beleben, finden sich wahre Prachtexemplare dieses nicht eben durch Schönheit ausgezeichneten Menschenstammes. Im Gegensatz zu ihnen gewähren die Kaukaster eine wahre Augenweide. Sie bildeten unter den Passagieren des Schiffes, wo seit Kertsch das exotische Element wenigstens in den unteren Klassen die Vorherrschaft gewann, mit ihren stattlichen Gestalten in der Tcherlesska, die Pelzmütze auf dem Haupte, entzieden die Aristokratie.

Es war bereits Dunkelheit hereingebrochen, als wir in Batum einliefen, wo der mit Herrn Rickmers befreundete deutsche Konsul, Herr Burkhardt, uns empfing. Die Stadt, welche wir, da der nächste Tag zur Ordnung und Sichtung des Gepäcks verwandt wurde, auch bei Tageslicht näher kennen lernten, liegt sehr schön am Fuße waldiger Berge des armenischen Hochlandes. Erst seit 25 Jahren russisch, ist sie offenbar in raschem Aufschwung begriffen. Im Typus ihrer Straßenbilder findet sich das Russische mit dem

Orientalischen vereinigt. Regelmäßige, breite, baumbepflanzte Straßen sind meist von niederen Häuschen umsäumt, die wie in orientalischen Bazaren Verkaufsläden, Werkstätten zc. enthalten. Unter der Bevölkerung sieht man allerlei fremdartige Gestalten, so z. B. die echt orientalischen Wasserverkäufer, welche ihre Gefäße unter einem Busche grüner Blätter kühl zu halten trachten. Der Fez, als Kopfbedeckung stark vertreten, kündigt die Nähe der türkischen Grenze an, sieht man doch die jenseits von ihr gelegenen Schneehäupter des armenischen Hochlandes über die waldigen Vorberge herausragen, wenn man am starkbelebten Badestrande nur eine kurze Strecke ins Meer hinaus schwimmt; auch der Elbrus und andere Häupter des Kaukasus grüßen dort jenseits des Riontales aus der Ferne herüber.

Eine heiße Eisenbahnfahrt durch das eben genannte Thal aufwärts brachte uns am 10. Juli nach Kutais. Leider hatten wir einen Reisegefährten, Herrn Blaz, der erkrankt war, in Batum zurücklassen müssen; er konnte uns erst nach vierzehn Tagen nachreisen. Dagegen hatte sich uns dort ein neuer wichtiger Begleiter angeschlossen, der Dolmetscher Mandaroff. Seinem Namen nach Russe, gehörte er zu jenen Leuten, die überall und nirgends zu Hause sind, alle Sprachen sprechen und alle Menschen nach Landessitte und -brauch zu behandeln wissen. In seinen Verhandlungen mit den Suaneten, welche bei unseren Einkäufen oft naive-unverschämte Forderungen stellten, zeigte er sich als der richtige Mann, der nicht umsonst auf dem großen Kendejvous-Platz der Völker Asiens und Europas, in Konstantinopel, sich in den Praktiken des orientalischen Handelsgeschäfts geübt hatte. Von dem ihn begleitenden Diener Victor, einem Georgier, wird später die Rede sein.

Eine seltene, fast tropische Fruchtbarkeit zeichnet die Landschaft aus, die wir durchfahren, das alte Kolchis, die Heimat des goldenen Vlieses. Kutais selbst, vielleicht die Stätte der alten Hauptstadt, von wo aus nach der Sage Medea's tragisches Geschick seinen Ausgang nahm, liegt etwas abseits von der Hauptlinie Batum-Baku an einer Stelle, wo der Rion eine Hügelkette in enger Schlucht durchbricht. Drei Brücken führen über den zwischen Felsufeln hinströmenden Fluß, zu dessen beiden Seiten sich die Stadt mit ihren 30—40 000 Einwohnern ausbreitet. Hier behauptet nun das kaukasische Element die Alleinherrschaft. Auch hier finden wir in den Hauptverkehrsstraßen die bazarartigen, meist niederen

Häuser, mit breiten, den ganzen Gehsteig überspannenden Vorbächern.

Wir waren am Nachmittag angekommen und da es sehr heiß war, so sollte noch in der Nacht die Wetterfabrt angetreten werden. Das große Gepäck wurde auf Büffelarben verladen, höchst primitiven Fahrzeugen, aus einem niedern Gestell bestehend, das auf zwei Holzrädern sich fortbewegt. Steht die Arbe still, so vertreten die zu Säulen ausgebildeten Hinterenden der Deichsel die Vorberräder. Auch die Wagen, die zu unserer Beförderung mit der landesüblichen Verspätung um drei Uhr sich vor unserm Hotel einfanden, zeigten eine bei uns nicht gebräuchliche Bauart. Plump Holzklaffen, etwa in Form von niederen Breaks, bei denen aber die Sitze mit einer gemeinsamen Rücklehne nach außen gestellt sind — das sind die kaukasischen Linenkas. Die Hitze des Tages hatte kaum merklich abgenommen, als wir durch die von hellem Mondschein erleuchteten Straßen aus Kutais hinausfuhren, dessen Bewohner vielfach die Stufen des Hauses den heißeren Innenräumen als Schlafstelle vorzogen. An der obersten Brücke harrte unser eine wenig erfreuliche Überraschung. Dort standen nämlich die beiden Büffelarben, die wir schon seit mehreren Stunden unterwegs glaubten. Damit war jede Hoffnung, mit ihnen Schritt halten zu können, vereitelt, was den Verlust eines ganzen Tages bedeutete. Dieses Vorkommnis bereitete uns gleich am Beginn unserer Bergfabrt darauf vor, daß man in der Tageseinteilung seines Reiseprogramms für solche Gegenden den Posten: Verädgerung durch Unvorhergesehenes nicht hoch genug in Rechnung stellen kann.

In den dämmernden Tag hinein fuhren wir durch eine im reichsten Vegetationschmucke prangende Talandschaft. Bald auf einer erhöhten Uferterrasse über dem Nion, bald an dessen Ufer ging's allmählich aufwärts auf der ossetischen Heerstraße. Es ist dies neben der grusinischen die einzige fahrbare Verbindung über den Hochlamm des Kaukasus. Aber während jene in zwei Tagereisen von Tiflis nach Wladikawkas fährt, vielbefahren und trefflich unterhalten ist, weist die ossetische Straße, auf der man fünf Tage von Kutais nach der Metropole des nördlichen Kaukasus unterwegs ist, nur schwächeren Verkehr auf und einen diesem entsprechenden Zustand. Die Wagen, die uns begegneten, waren meist mit Brennholz beladene Büffelarben. Aus breiten, mit Kul-

turen und Wäldern bedeckten Talweitungen tritt die Straße mehrere Male in enge Felschluchten. Wir durchziehen die Kalkzone, die im Kaukasus wie in den Alpen dem Urgebirge vorgelagert ist. Die großartigste der Schluchten öffnet sich bei Alpna, wo wir die ossetische Heerstraße verlassen. Dort bricht der Liabschanurabach, über Felsblöcke schäumend sich herabstürzend, aus düsterer Enge, durch die eine schmälere, aber noch benutzbare Fahrstraße hinaufführt.

Schon ehe wir unsere Endstation Orbeli erreicht hatten, traten in der Beschaffenheit des Weges Anzeichen hervor, daß wir nun an die Grenze der Wagenbeförderung gelangt seien. Nach dem Austritt aus der Felschlucht fehlte auf einer Strecke von mehreren hundert Metern die Straße vollständig, ein Wildwasser hatte sie zerstört, und nur mit Mühe konnten die Pferde die von unserem Gewichte befreiten Linenkas durch das Geröll fortbewegen, um kurze Zeit danach an der ebenfalls vom Wildwasser emführten Brücke von Orbeli an ein von der Natur selbst gestecktes Endziel anzugelangen. Jenseits lag der kleine Bazar von Orbeli, einige Bretterbuden, in denen neben andern allernotwendigsten Verkaufsartikeln Ess- und Trinkwaren von zweifelhaftem Wohlgeschmack feilgeboten werden. Es sind dies die Duchane, wie man sie in den besuchteren Gegenden des Kaukasus als letzte Repräsentanten des Wirtschaftsbetriebs findet. Etwas oberhalb des Bazars befindet sich die Ganzellaria, das Hotel garni, wenn man bei einem kahlen Raum mit Holzprische, Tisch und Feuerstätte überhaupt von „garni“ reden kann. Auf Anordnung der russischen Regierung sind in größeren Orten des kaukasischen Gebirgslandes solche Gemeinbehäuser erbaut worden, die zugleich als Rathaus und Quartierraum für Durchreisende dienen. Mit zwei oder drei Räumen von zweifelhafter Sauberkeit und einer Holzveranda versehen, sind sie fast überall nach dem gleichen Typus gebaut, zuweilen steht das Schulhaus, in der Bauart übereinstimmend, in unmittelbarer Nähe. Kenner der Verhältnisse ziehen das Schulhaus als insektenfreieren Aufenthalt vor, wie ich später erfuhr.

Nach einer wenig bequem zugebrachten Nacht — unsere Schlafstätte wanderten oder ruhten noch auf der ossetischen Straße — hatten wir den ganzen folgenden Tag Gelegenheit, uns die Gegend anzusehen. Da war es vor allem eine Burgruine, deren Anblick uns gestern schon wie ein Gruß aus der Heimat hier im fernen Lande überrascht hatte, die uns anzog.

Sie liegt auf steilem Berge, an dessen Hang ein Teil des Ortes sich lagert. Mußte schon dieses Wahrzeichen einer mit unserem germanischen Mittelalter verwandten Kultur Gedanken und Fragen über die Rassenstammung des georgischen Volkes, aus dessen ritterlicher Blütezeit dieses Bauwerk hervorgeht, anregen, so stiegen wir einige Schritte davon auf eine andere Stätte merkwürdiger Wiederholung altgermanischer Sitte. Auf der Kuppe des gleichen Berges steht unter tausendjährigen Lindenbäumen die Kirche von Orbeli, sie ist freilich ein Holzbau von nicht sehr weitreichendem Alter, aber in der Nähe befindet sich eine in Trümmern liegende Steinkapelle byzantinischen Stiles aus den Tagen der nahen Burg, und sagen es uns die alten, breitkronigen Linden nicht, daß hier schon eine Weihestätte war, ehe der Christengott seinen Einzug gehalten hat? Da ein Feiertag war, fanden wir viel Volk bei der Kirche versammelt — für die Amateurphotographen eine erwünschte Gelegenheit zu malerischen Gruppenaufnahmen.

Nachmittags kam der Pristav von Zageri in Begleitung eines Kosaken angeritten, um uns zu begrüßen. Diese Offiziere, welche als einzige Vertreter der Regierungsgewalt in den entlegenen kaukasischen Tälern stationiert sind, müssen schon sehr große Naturfreunde sein, wenn sie für ihr entbehrungsreiches Leben, fern von allen Genüssen der Kultur, entschädigt sein sollen. Sehr angenehm war uns die Ankündigung des Pristavs, daß Fürst Tatarchan Dabisch-Keliani auf Ansuchen des Herrn Rickmers Leute aus dem inneren Suanetien als Träger herausgeschickt hatte. Diese trafen denn auch alsbald ein, und da auch unser Gepäck gegen Abend in Sicht kam, so konnten wir am nächsten Tag weiterziehen.

Hoch zu Noth in statlicher Kolonne ging es zunächst den steilen Berggründen hinan, der das Liadschanura-Tal von dem des Tschenes-Tschali trennt, wohin wir ebenso steil bis zum Flußufer wieder hinabreiten mußten. Ansiedelungen mit reichen Kulturen — namentlich die Rebe wuchert hier, als Schlingpflanze an Bäumen sich emporrankend, in seltener Ueppigkeit — liegen überall am Hang zerstreut. Jenseits des Flusses ist das oben erwähnte Zageri sichtbar, der Sitz des Pristavs, bedeutungsvoll auch deshalb, weil hier die letzte Telegraphenstation anzutreffen ist. Unser Weg führt uns nicht durch den Ort, wir halten uns am linken Ufer des Flusses bis zu einer Stelle, wo er aus enger Felschlucht in den breiteren Talgrund

tritt. Dort überspannt eine Brücke den Fluß, jenseits deren wir den Weg nach Zageri verlassen und auf schmalem, in die Felsen gehauenen Reitpfade die Schlucht passieren. Diese Enge des Tschenes-Tschali ist das Tor von Suanetien.

Ein abwechselnd durch Wald und Wiesen, auch durch vereinzelte Ansiedelungen ziehender Weg führt uns talaufwärts, aber nicht in stetiger Steigung, sondern in immerwährendem Wechsel: steil hinauf, steil hinab. Das Flußbett, das sehr oft die Breite des Tales in Anspruch nimmt, soll möglichst verweiden werden, damit der Weg auch zu Hochwasserzeit benutzbar bleibt, und so müssen denn alle Quersüge des Tales überschritten werden. Nur auf dem Rücken eines kaukasischen Gebirgspferdes kann man diese Kletterpfade, die manchmal an senkrechtem Felsabsturz hoch über dem schäumenden Flusse hinlaufen, reitend überwinden und die fast immer brückenlosen wilden Seitenbäche queren. Die Sonne brannte in den Mittagstunden unbarmherzig auf uns herab, und wir waren daher froh, als wir das Wohnhaus eines Russen erreichten, der dem Grundherrn des Tales, einem Fürsten Dabian, die Forstnutzung abgepachtet hat. Ob dieser biedere Nordländer trotz des Spottpreises von 2 Rubel pro Stamm bei den Schwierigkeiten des Transports durch Felsen und angesichts des Holzreichtums, den die pontische Küste im Gegensatz zu der des mittelländischen Meeres heute noch aufweist, ein gutes Geschäft macht, kann ich nicht vermelden.

Am späten Nachmittag erreichten wir die Brücke von Lentekti, wo der Reitweg für uns ein Ende hatte. Die Pferde wurden wieder nach Orbeli zurückgeschickt, um unser Traingepäck abzuholen und es über den einzig für Pferde gangbaren Katpari-Paß nach Betscho, unserem künftigen Hauptquartier, zu befördern. Unser Weg aber trennte sich hier von der Katpari-Route, doch konnten wir, da die Träger erst später eintrafen und überdies Regen brohte, den Wettermarsch an diesem Abend nicht mehr antreten. Die Ganzellaria von Lentekti bot uns Nachtquartier, und zwar zog ich, da die Nächte immer noch warm genug waren, es vor, meinen Schlafsack auf der offenen Veranda auszubreiten, was mir freilich bei einem in der Nacht niederströmenden Gewitterregen einige leichte Spritzgüsse zuzog. Der Tschenes-Tschali, dessen Tal wir am nächsten Morgen verließen, macht hier einen scharfen Bogen nach Osten und empfängt aus Norden, woher er seither uns entgegenkam, zwei mächtige Seitenbäche, Send-

linge der stark vergletscherten Gailakette, deren Vorberge schon während unseres Mittes hierher uns durch ihre vereinzelte Schneebedeckung die Nähe des ersehnten Hochgebirges verkündet hatten. Es wurde $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, ehe wir am nächsten Morgen aufbrechen konnten. Wenn man sein Auge auch gerne auf dem malerischen Treiben der Trägermannschaft ruhen ließ, die mit ihren Vorbereitungen den Abmarsch verzögerte, so war es für ungeduldige Seelen doch immer eine harte Probe, ihren Latendrang so lange zügeln zu müssen. Unser Weg führte das am meisten westlich herabkommende Seitental hinauf und zwar zuerst im Erlenwald des Talgrundes, dann etwas höher an dessen linker Wand, wo wir im kleinen Weiler Ghelade, umlagert von einer unglaublich verlumpten Bewohnererschaft, unter alten Bäumen unsere erste Kaste hielten. Wir hatten den Fehler begangen, die Trägerkolonne weit im Rücken zu lassen und waren nun außer Fühlung mit ihr, was besonders wegen des Mangels an Proviant empfindlich war. Bei der nächsten Häusergruppe gelang es uns, eine Art Postentafeln, die hier das Brot vorstellen sollte, und Käse aufzutreiben, auch Wildkirchen gab es hier in Fülle; aber der säuerlich-bittere Geschmack läßt einen bald absteigen von ihrem Genuße. Da schmeckten uns die herrlichen Walderdbeeren am Wege denn doch viel besser. Immer einsamer wurde die Gegend, und doch weckte ihr Anblick Erinnerungen an heimische Alpenlandschaften. Wenn man ein rauchgeschwärztes Holzhaus am walbigen Hang zwischen Buchen, Ahorn und andern bekannten Waldbäumen liegen sah, glaubte man sich unwillkürlich etwa nach Tirol versetzt; nur die fremdartigen Menschen, deren Aussehen eine Armut und Bedürfnislosigkeit verrät, die jene unserer Alpenbewohner weit übertrifft, sagen uns, daß wir ferne von der Heimat uns befinden.

Gegen Abend langten wir an einer Gabelung des Tales an, und in dem rechten Seitentale desselben betraten wir nun das Gebiet des ganz unbewohnten Urwaldes. Manche Riesentanne liegen hier umgestürzt, niemand zum Nutzen verfaulend, und unter den breitästigen Kronen der Laubbäume und Tannen wuchert eine Menschenhöhe oft weit überragende Blumen- und Kräuterflora, fehlt es doch nirgends an den Lebensbedingungen der Pflanzenwelt: Wärme und Feuchtigkeit. Der moorige, schwarze Boden ist ganz durchtränkt von dem Wasser, das überall in reicher Fülle aus den nie versiegenden Behältern, den Firnen, von Seitenbächen zu Tal getragen wird.

Es dunkelte schon, als wir auf ein Lagerfeuer von Eingeborenen stiegen, in deren Nähe auch wir auf einer etwas höher gelegenen Lichtung einen guten Lagerplatz fanden. Freilich mußte der Eispickel zuerst den Niederwald der Wiesenflora mähen, um Raum zum Liegen zu schaffen. Die erste Nacht im kaukasischen Urwald, umschwirrt von zahllosen Leuchtkäfern unter einem sternenfunkelnden Himmel, an dem schließlich noch die Zaubervlampe des Mondes erschien, um ihr magisches Licht mit dem roten Schein des Lagerfeuers zu vermählen, — man braucht nicht Poet zu sein, um die Romantik eines solchen Erlebnisses zu fühlen!

Die Stürmer und Dränger unserer Gesellschaft waren freilich unzufrieden, daß wir die Waldgrenze nicht erreicht und damit die Aussicht verschert hatten, am anderen Tag den Paß zu überschreiten. Um wenigstens möglichst rasch zu den heißersehnten Gletschern hinaufzukommen, brachen sie schon bald nach Mitternacht auf, aber der Räbezähl der kaukasischen Wälder rächte sich an ihnen, daß sie keine Herrlichkeiten so gering achteten. Nur eine kurze Strecke talaufwärts sollten sie den Bach überschreiten, da fehlte die Brücke. Ohne eine solche war aber der zwischen Felsenfelsen seine ansehnlichen Wassermassen herabwürgende Bach nicht zu überschreiten. Bis nun schließlich mit Hilfe aus dem Lager herbeigeholter Leute eine primitive Verbindung hergestellt war, hatten sie ihren Vorsprung nahezu eingebüßt. Nicht allzu lange nach ihnen turnten auch wir über den schwankenden Baumstamm, als Handführung ein an beiden Ufern gehaltenes Seil benützend. Mit kagenartiger Gewandtheit balancierten die Suaneten mit ihren schweren Lasten auf diesem Seiltänzerpfad. Ein wegloser Anstieg an sehr steilem Hang brachte uns zur Baumgrenze, einem Wiesenplateau mit prächtigem Berggrund. Die mittlere Höhe für die Baumgrenze ist im Kaukasus 2300 Meter, also nicht wesentlich höher als in den südlichen Alpen. Während aber im mitteleuropäischen Hochgebirge der Laubwald schon weit tiefer endet, finden wir hier fast bis an die Baumgrenze gemischten Bestand.

Der weitere Weg lag nun deutlich vorgezeichnet vor uns, es galt einen steilen Grat zu überwinden, der in seinem unteren Teil mit einer reichen, großblätigen, farbenprächtigen Alpenflora bedeckt war, oben aber in felsiges Gestrübe auslief. Langsam ging es in der mittäglichen Sonne hinan. Der brennende Durst mußte nun schon mit Schneewasser ge-

läßt werden. Oben in den Felsen kamen uns die Ersten vom Vortrab, auf dem Rückwege begriffen, entgegen, sie waren auf dem Paß gewesen, wo es aber neblig und windig sei. Es wurde daher beschlossen, wieder etwas tiefer hinabzusteigen und einen schon zwischen Schneeflecken eingebetteten, einigermaßen ebenen Platz zwischen Felsblöcken zum Nachtlager auszuwählen. Allmählich fanden sich alle Reisegefährten wieder zusammen, als die letzten die Herren Schulze und Scheeben es, obschon sie nicht zum Vortrab gehört hatten, als den Einzigen gelungen war, an diesem Tage einen Gipfel zu betreten, eine Felspitze links vom Vailapaß. Auf diesem Freilager mußte auch der erste kaukasische Hammel für uns sein Leben lassen, zum Abendessen kam er freilich zu spät oben an, dafür gab es zum Frühstück Schischlik. In Ermangelung eines Spießes wurden die Fleischstücke an einem Stecken über'm Lagerfeuer gebraten.

Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr waren wir schon wieder munter. Da die Temperatur in der Nacht nicht unter 5—6 Grad sank, so brauchten wir das Fehlen der Zelte, die sich beim Train befanden, nicht zu beklagen. Ein etwa $1\frac{1}{2}$ stündiger Anstieg durch die Felsen brachte uns auf die Paßhöhe, einen ziemlich ausgebeulten Schneefattel, jenseits dessen nun zum erstenmale der Zentralkamm und zwar in Anbetracht der frühen Stunde in wolkenloser Reinheit sich unseren Blicken darbot. Da lagen sie die Vier- und Fünftausender, Rücken an Rücken gereiht, mächtige Eisströme in die Tiefe entsendend. Hinter der Niesenmauer aber ragte noch ein einsamer Größter empor, seinen mächtigen doppelhöckerigen Schneerücken im rötlichen Morgenlicht habend — der Elbrus. „Ein unvergeßlicher Anblick“, schrieb ich damals in meine Reisenotizen, ich darf heute sagen, um so unvergeßlicher, als es das einzige Mal während meiner kaukasischen Bergfahrten war, daß mir der den Montblanc noch um 800 Meter überragende Beherrscher des Kaukasus zu Gesicht kam.

Zu unserer Rechten stieg in Schneeterrassen von mäßiger Steilheit die dreigipflige Vaila, die höchste Erhebung der gleichnamigen Kette, empor. Ihr wandten wir uns zu. Während die Herren Schuster und Wigner den Südgipfel zuerst in Angriff nahmen, hielten wir Andern gleich auf den Mittelgipfel zu, dessen Höhe, 4010 Meter, die der beiden äußeren Spitzen um wenige Meter überragt. Die Vaila ist wohl einer der lohnendsten, wenn nicht der lohnendste Aussichtspunkt im

Kaukasus. Da sie dem Zentralkamm gerade gegenüberliegt, nur durch das Ingurtal getrennt von ihm, so gewährt sie eine Uebersicht, wie sie weit höhere Erhebungen des Zentralkammes nicht bieten können. Als wir oben weilten, hatten neidische Wolken bereits ihr Spiel begonnen und nur bruchstückweise enthüllten sich uns einzelne Teile des Rundbilds. Vor Allem war es natürlich der Riesenturm des Ušchba, dessen Anblick wir zu erhaschen suchten, aber nur für Augenblicke war uns das eindrucksvolle Bild beschieden, ein Bild, um so wirkungsvoller, als der Blick von diesem erhabenen Thron der Berggeister unmittelbar zu dem Lieblichen, im reichen Grün der Wälder und Felber prangenden innerkaukasischen Gau, dem Ingurtal hinabgleitet. Diese reich abgestufte Szenerie erhält durch die zerstreuten Ansiedelungen mit ihren fremdartigen Turmbauten noch besonderen Reiz. Unbeschreiblich war die blendende Flut des Lichtes, die sich über Alles ergoß und dem unbewehrten Auge den Anblick der nahen Firnwelt überhaupt unmöglich machte.

Ein Teil, etwa die Hälfte unserer Gesellschaft, stieg wieder zum Paß hinab, wo einige ihre Rucksäcke zurückgelassen hatten; ich schloß mich der anderen Hälfte an, die sich dem Nordgipfel zuwandte, um über ihn und den anschließenden Grat einen direkten Abstieg in's Ingurtal zu gewinnen. Durch eine flache Einsenkung und über einen Schnee- und Felsgrat wurde der etwas schlanker gebaute zweite Gipfel erreicht und nach kurzem Aufenthalt ging es auf steilerem Schneeberg hinab. Hätten wir uns mit gleichmäßigem Gefäll stets auf der nach Osten gelehrten Seite halten können, so wäre der Abstieg ein Dummel über Firnsfelder gewesen, wie man ihn sich bequemer nicht wohl denken kann; allein der Schnee hatte sich inzwischen unter dem Einfluß der Sonne stark erweicht, so daß uns stellenweise nur ein mühevolleres Waten vorwärts brachte. Unter solchen Umständen schien es geraten, immer auf dem Kamme zu bleiben, wo der felsige Untergrund auf längere Strecken zutage trat. Freilich erheischte das ein beschwerliches Auf- und Absteigen. Nach etwa zweistündiger Wanderung waren wir am obersten Rande des Seitentales angelangt, durch das wir unseren Weg nehmen wollten. Ein kurzer Kletterabstieg durch Felsen, dann eine lustige stehende Abfahrt auf der steilen, schneebedeckten Zunge eines Gletschers brachten uns auf die oberste grüne Talterrasse. Diese ging bald wieder in steileres Gelände über, wo wir zum ersten-

male die Tüden der kaukasischen Alpenrose kennen lernen sollten.

Wie das Edelweiß, so fehlt jenem Hochland auch das rotblühende Wahrzeichen unserer Alpen. Seine Stelle vertritt eine andere, verwandte Pflanze, uns als Gartenstrauch wohlbekannt unter dem Namen Rhododendron. Seine großen Blütenkelche sind von zart gelblich-weißer Farbe. Trogdem die Hauptblütezeit vorüber war, fanden wir sie noch an manchen Sträuchern. Das Auge freut sich an dem glänzend grünen Niederwald mit den hellen Blumenbüscheln, der sich als üppiger Teppich in's Thal hinabzieht, aber schon nach den ersten Schritten in dieses Paradies erfolgt der Fall. Der Fuß findet nirgends festen Grund und gleitet auf dem glatten Aftwerk haltlos in die Tiefe. Da sucht man sich lieber Fels und Bach als Weg aus und mit Freuden begrüßt man die ersten Spuren eines kaum kenntlichen Pfäbleins, das Hirten und Holzsuchende zuweilen in diese einsame Region führen mag.

Da wir wußten, daß unsere Gefährten, welche vom Kailapaf erst einige hundert Meter zu Thal steigen mußten, um über einen zweiten Paf das Ziel zu erreichen, noch nicht so bald zu uns stoßen würden, so gönnten wir uns in der Nähe eines prächtigen Wasserfalles eine längere Rast, ehe wir den bequemeren Teil der Talwanderung antraten. Die Landschaft nahm zuweilen einen parkartigen Charakter an: Waldwiesen mit malerischen Baumgruppen, am Wege Azaleengebüsch, aus dem noch verspätete gelbe Blüten herausleuchteten. Vor uns im Rahmen der Talöffnung die schlanke Pyramide des Zalmial, eines südlich aus dem Zenirkamme vorspringenden Gspfeilers, dem Watterhorn sehr ähnlich. Am Ausgange des Tales kamen uns die suanetischen Eräger entgegen, sie hatten die beiden Pässe demnach in aner kennenswerter Schnelligkeit zurückgelegt, was uns damals noch weniger in Erstaunen setzte, als dies nach unseren späteren Erfahrungen der Fall gewesen wäre.

Mit einiger Neugierde sahen wir unserem nächsten Nachtquartiere entgegen: es war das erste suanetische Fürstenhaus, das wir betreten sollten, das Heim eines Mitgliedes der mehrfach verzweigten Familie Dabisch-Keliani, der einstigen souveränen Herrscher des westlichen Ingurtales. Die Anstiedlungen dieses Tales liegen nicht auf der Sohle derselben, diese ist vielmehr nur eine enge Schlucht, die sich der Fluß als Bett ausge-

wählt hat; erst auf einer höheren Terrasse der beiderseitigen Berghänge finden die Dörfer und ihre Kulturen Raum zur Entfaltung. So auch Zschomari, wohin wir strebten. Ein durch Mais- und Gerstenfelder sich hinschlängelnder Pfad endete an einem primitiven Holzzaun, den man über einige Steinstufen steigend und schließlich mit einem Sprung über die oberste Schranke überwand. Nun befanden wir uns in einem von alten Bäumen beschatteten Grasgarten, mit einem von Beranden umgebenen Holzbau, dem fürstlichen Heim, dessen Besitzer, Fürst Beckerbi, ein stattlicher alter Herr mit weißem Bart, bekleidet mit der Tscherkeska, das Haupt mit dem topfartigen suanetischen Filzhut bedeckt, uns begrüßte. Der Willkommenstrunk bestand in köstlichem Mineralwasser, eigenem Sprudel Sr. Durchlaucht, auf dessen Dorfplatz er entspringt und, in einem Holztrog gefaßt, Menschen und Vieh erquickt. Nachdem auch die andere Hälfte der Gesellschaft eingetroffen war, folgte die Einladung zum Tee. Da der Vorrat an Tassen aber ein beschränkter war, so wurden zwei Abteilungen gebildet. Daß die eigentliche Bewirtung mit leibstärkenden Substanzen erst viel später erfolgen würde — suanetische Fürsten bevorzugen die Witternachtsstunde für ihre Gastmähler — darauf waren wir schon vorbereitet. Wir dursteten daher von Glück sagen, daß wir bereits um zehn Uhr zur Tafel gerufen wurden. Der Fürst saß an einem Ende auf dem geschnitzten altertümlichen Hausvaterstuhle, ihm gegenüber thronte Fräulein v. Ficker; wir füllten die Seiten des langen Tisches, der mit einer Petroleumlampe und vier Kerzen beleuchtet und ganz europäisch gedeckt war. Das Mahl bestand aus drei Gängen; außer rohen Gemüsevorspeisen gab es Ochsenfleisch in verschiedener Zubereitung, als Getränk den national-suanetischen Schnaps Araki. Das Zutrinken bildete die einzige Form des Gefühlsaustausches mit dem fürstlichen Gastgeber, mit dem nur Herr Rickmers sich auf Russisch verständigen konnte. Fürst Beckerbi schonte unsere Kräfte nicht, und das war umso schlimmer, als der einbringliche Fuselgeruch des suanetischen Feuerwassers auch abgehärtete Alkoholiker sehr bald mit unüberwindlicher Abneigung erfüllte. Die Söhne des Fürsten, zwei wahre Prachtgestalten, saßen nicht mit bei Tisch, einer aber war anwesend, um die Bedienung zu leiten und das Fleisch vorzuschneiden. Zum Schlafen verteilten wir uns in verschiedene Räume; mir wurde mit drei Gefährten ein Schlafgemach zuteil, wo auf den an der Wand ringsum

laufenden Holzbänken einiges Bettzeug — ein länger entbehrtes Lager — sich befand.

Die helle Sonne schien auf unser Lager, als wir am nächsten Morgen spät erwachten, und der Fürst war offenbar schon lange auf der Veranda umhergewandelt, eine Beschäftigung, der er sich mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag hingibt. „Ušcha“ und „Tetnuld“, auf die beiden stolzen Berge seines Heimatlandes hinweisend, die von dieser Warte sichtbar, mit diesem seinem Lieblingsthema eröffnete er die Konversation, deren weiterer Verlauf den mimischen Künsten überlassen blieb. Aber was bedarf es auch vieler Worte, angesichts so herrlicher Naturbilder? Da ragte er über einen niederen Waldrücken jenseits des Jngur empor, der stolze Felsdom. „Ein starker Held naht, Dich Heiligen will er bestehen“, auf dieses Warnungswort, das der Wanderer dem schlaftrunkenen Drachen Fafner juruft, schien auch er die Antwort zu haben: „Mich hungert sein.“ Ueberwiegt beim Ušcha der Eindruck des trotzig Abweisenden, so ist der Tetnuld eine der edelst gebauten Berggestalten, eine auf einem reichgestuften Unterbau von Gletschern und Firnterrassen sich erhebende feine Pyramide, blendend im schimmernden Glanz ihres Schneemantels.

An den See schloß sich alsbald die Mahlzeit, dann ritt der Fürst mit Fräulein v. Ficker und Herrn Rickmers in ein benachbartes Dorf, wo eine Leichenfeierlichkeit stattfand. Wir blieben zurück, da nicht genug Pferde vorhanden waren. Hätten wir gewußt, daß das Ziel dieses Rittes auf unserem Wege nach Betscho lag, so hätten wir uns das interessante Schauspiel nicht entgehen lassen. Aber offenbar war es Herrn Rickmers ebenfalls unbekannt. Als wir am späten Nachmittag von Bschowari aufbrechend nach Ueberschreitung des Jngur in die Ortschaft kamen, fanden wir den Fürsten unter alten Bäumen, umringt von den Dorfbewohnern, sitzen. Auch wir suchten uns unter den Schutz dieses Blätterdaches, da gerade in diesem Augenblicke ein heftiger Gewitterregen losbrach. Bald brachte man uns von dem Leichenmahle Speise und Trank; Brotkrumen und eine Art Kartoffelbrot und wieder der leidige Araki spielten die Hauptrolle. Letzterer machte in einer Holzschale die Runde, war aber offenbar mit Rücksicht auf die bei solchen Anlässen zu opfernden Quantitäten einigermaßen verdünnt.

Bei nachlassendem Regen traten wir den Weitermarsch in

das Betschotal an, wohin Herr Rickmers und Fräulein v. Ficker schon vorausgeritten waren. In ihrer Begleitung befand sich Fürst Tatarchan Dabisch-Keliani, ein besonderer Freund von Herrn Rickmers, der von seinem Sitz Ezeri auch zu dem Leichenmahle herübergekommen war und uns im Betschotal, auf seinem Grund und Boden, den ersten Willkomm bieten wollte. Wir fanden die Vorausgeeilten an einem Lagerfeuer im Erlengebüsch des Bachufers. Des Fürsten Leute waren damit beschäftigt, Laubzette als Schlafstätten zu errichten. Diesmal wurde es wirklich Mitternacht, bis das Essen von Frauen aus dem nahen Dorfe herbeigebracht wurde. Um das Feuer sitzend und aufgeschichtete grüne Zweige als Tisch benützend, verzehrten wir die Mahlzeit, deren Hauptbestandteil ein zu Ehren unserer Ankunft geschlachtetes Kalb lieferte. Auch lernten wir hier eine suanetische Spezialität kennen: mit Topfenläse gefüllte Brotkrumen. Zum Trinken gab es wieder Araki, was eine Enttäuschung hervorrief, denn wir wußten, daß Fürst Tatarchan einen Weinkeller besitze; aber freilich befindet sich der in Ezeri und nicht in Betscho. Früh weckte uns die Sonne am folgenden Morgen, indem sie sich den Weg durch unser Blätterdach bahnte. Die Nähe des Talbaches unterstützte unsere Toilettebemühungen vorteilhaft, und es ist vielleicht für Kulturhistoriker nicht ohne Interesse, wenn ich hier einfluchte, daß der Gebrauch des Zahnbürstchens sich bereits bei suanetischen Fürsten eingebürgert hat.

Nach dem Teefrühstück verabschiedeten wir uns von unserem Gastgeber, der talauswärts heimritt, während wir, dem gewaltigen Wegweiser des Ušcha folgend, zu dem Dorfe Betscho hinaufwanderten. Die Canzellaria dieses Ortes, die zu unserem Hauptquartier ausersehen war, befindet sich in üblem Zustande. Nicht nur durch die meistens scheibenlosen Fenster, sondern sogar durch ein Loch in der Umfassungsmauer gestattet sie der Außenluft Eintritt. Auch sind ihre Raumverhältnisse beschränkter, als wir sie bisher in Canzellarien getroffen. Das mag, abgesehen von der Abgelegenheit Betschos auch noch darin seinen Grund haben, daß weiter unten im Tale der Pristaw angesiedelt ist, bei dem wohl ein Teil der ohnehin nicht zahlreichen Besucher des Betschotales Unterkunft finden könnte, denn die Gastfreundschaft steht im Kaukasus noch in schönster Blüte.

Unsere bisher vereint marschierende Gesellschaft löste sich nun nach dem der Kriegstechnik entgegengesetzten Grundsatz

auf, um getrennt zu schlagen. Noch am gleichen Tage zogen zwei Partien in höher gelegene Standquartiere ab, die einen in das Kuischgebiet, nordwestlich von Berscho, die anderen zum Utschbalager. Fr. v. Ficker, Herr Rickmers und ich blieben zurück, beschäftigten uns mit dem Auspacken und Unterbringen der Konservenvorräte und genossen den schönen Abend in still gemütlichem Zusammensein, für das man nach den geräuschvollen Tagen im großen Schwarme recht empfänglich geworden war. Auf diese Sabbathruhe folgte ein prachtvoller Sonntagmorgen, der auch uns auf dem Wege zum Utschbalager sah.

Es war ein Hochgenuss, durch das herrlich grüne Tal über rauschende Bäche durch Wief und Wald hinanzureiten, das erhabene Ziel immer vor Augen. Das Beisshotal biegt etwa $\frac{3}{4}$ Stunden oberhalb des Dries nach links ab, wir schlugen die Richtung eines engen, steilen Seitentales ein, das direkt zum Utschba emporführt. Bei der Häusergruppe Gul wurde Raft gemacht, dort bot uns eine Bewohnerin, welche man uns als die Milchschwester des Fürsten Tatarchan bezeichnete, Erfrischungen an. Um in ihr hochgelegenes Gemach zu gelangen, mußte man auf einem eingelerbten Baumstamme — Treppen kennt die suanetische Baukunst nicht — erst das flache Dach eines Häuschens erklimmen. Natürlich drängten sich auch hier alle anwesenden Bewohner, groß und klein, als Zuschauer heran, so daß ich es als ein Glück betrachten muß, wenn auf der geländerlosen Plattform sich kein Unfall ereignete. Unsere Wirtin Warsacha, ein noch junges Mädchen von edleren Gesichtszügen als ihre Umgebung, schenkte unter dieser bevorzugten Stellung einzunehmen. Der wolkenlos blaue Himmel ließ uns beim Weiterziehen die Kraft des Tagesgestirnes fühlen; zugleich aber steigerte die Lichtfülle die farbige Pracht des Blumenteppichs auf's Höchste. Immer wieder trat der Fels- und Schneebom des Utschba hinter dem Rand der Talstufen, die wir erklimmen, hervor, bis wir durch einen Saum von Kiefern, die Waldgrenze, einen sanfter ansteigenden oberen Talboden erreichten und ihn überhaupt nicht mehr aus den Blicken verloren. Nun sahen wir auch halb den Lagerplatz am Fuße der gewaltigen Moräne des Gulgletschers.

Am frühen Nachmittag war er erreicht. Unsere Vorgänger, die Herren v. Ficker, Schulze und Scheel fanden wir nicht vor, sie hatten heute schon einen Rekognoszierungs-Ausflug gemacht und kamen erst gegen Abend zurück mit unsicheren

Aussichten; der weiche Schnee am steilen Hang über dem Gletscher hatte ihren Rückweg sehr ungemütlich gemacht. Es ward beschlossen, bald nach Mitternacht aufzubrechen zum erneuten Angriff, an dem auch Fr. v. Ficker und Herr Rickmers teilnehmen wollten, während Herr Scheel sich entschied, gleich mir, der ich niemals die Vermessenheit gehabt hatte, mich mit Utschba-Gedanken zu tragen, im Lager zurückzubleiben. Dagegen schloß sich ein Suanete, der als Steinbockjäger Gewandtheit im Felsgehen besaß, Muratbi, den Gipfelfürmern an und leistete ihnen als Träger Dienste.

Unser Lager, etwa 2700—2800 Meter hoch gelegen, bot auch für leichtere Ausflüge treffliche Gelegenheit und diese nutzten Herr Scheel und ich an den beiden folgenden Tagen aus. Von einem etwa 3300—3400 Meter hohen Gratgipfel zwischen Gulba und Gultau, der bequem durch ein östlich vom Lager abzweigendes Tälchen zu erreichen war, bot sich uns am folgenden Tage ein prachtvolles Panorama auf den Zentral-kamm vom Utschba bis zum Tetmub. Unmittelbar zu unseren Füßen weitete sich ein Firnkessel aus, in den mächtige Gletscherströme von allen Seiten herabstießen, darüber die gewaltigen Häupter der Bier- bis Fünftausender ihre ununterbrochene Kette nach Osten fortsetzend, soweit das Auge sie verfolgen kann. Im Süden aber wächst der Schneewall des Bailakammes, den wir vor einigen Tagen überstiegen haben, aus dem saftigen Grün des Ingurtales empor. Die beherrschende Gestalt des Rundbildes liegt zum Greifen nahe uns gegenüber, jetzt ihr wahres Antlitz als Doppelgipfel verratend, der Utschba. Alle Schrecken der Gebirgswelt, jäh abstürzende glatte Felswände, ein wild zerrissener, in steilen Kaskaden herabgleitender Eisstrom finden sich in ihm vereinigt und die Donnerstimme der Lawinen, einmal geweckt von den Sonnenstrahlen, die seine Flanken erreichten, verstummt den ganzen Tag über nicht mehr. Mit etwas gemischten Gefühlen sahen wir zu dem Riesen hinüber, in dessen Obhut wir unsere Freunde wußten.

Im Lager gab es auch mancherlei für uns zu tun. Das Ausbednen der Zeltplätze war auf dem steinigen Boden keine ganz leichte Arbeit. Für unseres Leibes Wohl sorgte Victor der Koch, der Georgier, der als Diener unseres Dolmetschers Malandaroff uns von Batum begleitet hatte und hier oben zwischen roh geschichteten Steinmauern, offenbar von früheren Bewohnern dieses Lagerplatzes herrührend, sein Labo-

ratorium eingerichtet hatte. Da wir außer zwei Hämmeln auch noch ein Spanferkel und einige Hühner mit heraufgenommen hatten, so stand seiner kulinarischen Phantasie ein abwechslungsreiches Material zur Verfügung. Der melancholische Gesichtsausdruck Victor's, der mir schon bei der ersten Begegnung als Widerspruch zu seinem stolzen Namen aufgefallen war, änderte sich indessen auch unter diesen günstigen Lebensbedingungen nicht. Anscheinend fühlte sich dieser Sohn des Tieflandes recht unbehaglich in den unwirtlichen Bergen.

Während den Mittagsstunden brannte die Sonne mit schonungsloser Glut auf unsern schattenlosen Zeltplatz hernieder und auch die Flucht in's Zelt brachte keine Erleichterung, da man hier, von jedem Luftzug abgeschnitten, einer dumpfen Schwüle preisgegeben war. Da kam ich auf den Gedanken, eine Kühlrichtung einfachster Art zu schaffen, indem ich das Zeltdach mit Schneebroden bedeckte und siehe da, es wirkte ausgezeichnet. Das Kühlmaterial stand uns reichlich zur Verfügung, rings um den Lagerplatz befanden sich größere Schneeflächen.

Schon am ersten Tage der Abwesenheit unserer Freunde war das Barometer stark gefallen, doch machten sich auch am zweiten Tage noch keine ungünstigen Wetteranzeigen bemerkbar. Erst gegen Abend überzog sich der Himmel mehr, und die Wolken brachten uns um das schöne Schauspiel der im Farbenzauber des Sonnenuntergangs verglühenden Ballakette, wie wir es an den Vortagen genossen hatten. Mit einbrechender Dämmerung begann es am Südwesthimmel zu blitzen und nun schlichen sich die ersten Sorgen um die Ufchastürmer in unsere Herzen. Wir dachten an die Möglichkeit, daß sie den Abstieg in die Nacht hinein versuchen würden, um einem Unwetter in den Gipfelsellen zu entgehen. Angeleidet legten wir uns daher auf die Schlafläcke, in unruhigem Halbschlaf hinträumend. Erst als das Gewitter, ohne unsere Gegend berührt zu haben, sich verzog, gaben wir uns der vollen Nachtruhe hin.

Der nächste Morgen sah uns schon früh munter und alsbald stiegen wir zum Gletscher empor, wo wir die Herabkommenden erwarten wollten. Aber so eifrig wir auch zur Felsdecke emporstauten, bei der sie unseren Blicken sichtbar werden mußten, nichts regte sich dort und nicht eben ermutigt begaben wir uns nach einiger Zeit wieder zum Lager zurück. Da die zunehmende Tageswärme den Schnee schon aufzuweichen

begann, so durften sie nicht mehr länger ausbleiben, wenn der Abstieg nicht gefahrvoll werden sollte. Was konnte sie zurückhalten? Fragen und Vermutungen, wie sie Zweifel und Sorge in solchen Lagen hervorrufen, drängten sich immer unabweisbarer auf. La endlich — es war etwa 9 Uhr — bewegte es sich oben an der Felsdecke, ein Freudenruf entrang sich der sorgenbefreiten Brust, sie waren es, alle vollzählig, wie mit Hilfe des Fernglases alsbald festgestellt war. Mit beflügelten Schritten ging's abermals zum Gletscher empor, diesmal nahmen wir Stärkungen mit, selbst eine Flasche Cognac, bisher bei völlig alkoholfreiem Leben verschmäht, schien uns in diesem Augenblick wert, den ersten Labetrant zu spenden. Noch dauerte es bei der Vorsicht, die der Abstieg erheischte, geraume Zeit, bis wir uns die Hände schütteln konnten. Als Erster kam Herr Schulze herab, dessen verbundener Kopf uns erraten ließ, daß sich etwas programmwidriges ereignet hatte. Der Unfall, der ihm durch das Ausgleiten einer Seilschlinge zustieß und in einem verhältnismäßig sehr glücklich abgelaufenen Absturz von mehreren Metern bestand, hat das volle Gelingen der Besteigung in einem Augenblick vereitelt, wo der Sieg schon nahe winkte. Bekanntlich hat Herr Schulze mit noch nicht vollständig verheilten Kopfwunden eine zweite Partie, wiederum als Vorankletternder, wenige Tage später wirklich auf den heiß umstrittenen Gipfel geführt.

Ueber diese, vom hochalpinen Standpunkt aus betrachtet, interessanteste Episode unserer Kaukasusreise, bei der ich nur die Rolle eines Zuschauers resp. Abwartenden gespielt habe, sind bereits Berichte von Teilnehmern in alpinen Blättern im Druck erschienen. Erwähnen muß ich nur, daß das Kampfobjekt der 4700 Meter hohe südliche Gipfel des Ufcha ist; der etwas niedrigere Nordgipfel ist 1888 von dem Engländer Cookin in Begleitung des Schweizerführers Almer jun. erstiegen worden, während der Südgipfel bisher allen Angreifern, darunter auch Männern wie Purtscheller getrotzt hatte.

Am folgenden Tag wollten wir das Lager abbrechen, allein die Pferde, die heraufbestellt waren, erschienen nicht. Ueber derlei Vorkommnisse regt man sich im Kaukasus halb nicht mehr auf; aber es schien nun doch geraten, selbst nachzusehen, wo es fehle, und so traten Herr Rickmers, Fr. v. Ficker und ich am Nachmittage den Abstieg nach Beticho an, wohin Tags darauf die Anderen nachkamen. Da das Wetter einige

Zeit hindurch etwas unsicher erschien, so trafen auch die nach dem Kuischlager abgegangenen Gefährten ein, und nun zeigte sich die räumliche Unzulänglichkeit der Cancellaria sehr einbringlich. Dank der Gastfreundschaft des Schullehrers, eines jungen Wirtgeleiters, der uns am Abend zuvor Gesellschaft geleistet und uns dabei sein Schulhaus als Unterkunft angeboten hatte, verbrachte ich die Nacht nicht in der drangvoll fürchterlichen Enge der Cancellaria, sondern in dem etwa $\frac{1}{4}$ Stunde talaufwärts gelegenen Schulhaus, wo ich trotz des lebhaftesten Protestes unter Hinweis auf meinen Schlaffaden den lebenswürdigen Wirt nicht davon abhalten konnte, mir sein sämtliches Bettzeug zu überlassen. Wahrscheinlich bettete er sich selbst auf den harten, nackten Fußboden; so will es die Pflicht der Gastfreundschaft, die dem Kaukasier heilig ist. Die Schule von Betscho gehört zu den jüngsten Anstalten dieser Art, welche die russische Regierung in den letzten Jahren in's Leben gerufen hat; es mag freilich nicht leicht sein, Männer mit der nötigen Vorbildung bei einem Monatsgehalt von 35 Rubel für einen so weltverlassenen Posten zu gewinnen. Dennoch scheint sich das Schulwesen in Suanetien allmählich auszubreiten und, trotzdem kein Zwang herrscht, günstige Aufnahme zu finden. Die Kenntnis des Russischen ist für die Suaneten schon deshalb wünschenswert, weil sich die militärischen Aushebungen auch auf diese Gegenden erstrecken.

Die Sprache der Suaneten stellt die älteste Form der georgischen Sprache dar, wie überhaupt dieses Volk, das heute noch zwölftausend Köpfe zählt, einst weit größer und mächtiger gewesen zu sein scheint. Schon der griechische Geograph Strabo, der um die Wende unserer Zeitrechnung lebte, kannte die „Soanen“ und berichtet, daß sie zahlreich genug seien, um ein Heer von 200,000 Kriegern zu stellen. Wenn man auch die runden Zahlen alter Geschichtsquellen heute etwas kritisch zu betrachten sich gewöhnt hat, so darf man doch nicht bezweifeln, daß die heutigen Suaneten nur noch ein kümmerlicher, numerisch und kulturell heruntergekommener Rest eines größeren Volkes sind. Dafür sprechen auch die Steinbauten aus früheren Jahrhunderten, die das heutige Geschlecht nicht mehr zu errichten imstande wäre. Abgesehen von den Türmen, die in manchen Gegenden des östlichen, sog. freien Suanetiens Zuhörer eines jeden Hauses sind, erregen unser Interesse hauptsächlich die in den Sillformen von Byzanz erbauten Kapellen, deren Ursprung in die Blütezeit Georgiens ver-

legt wird. Es ist dies die Herrschaft der Königin Tamara, um 1200 n. Chr., welche Regentin sprichwörtlich zur Urheberin alles Guten gestempelt worden ist, was sich aus alten Zeiten vorfindet.

Eine solche Kapelle liegt nicht weit von Betscho bei Mazeri, wohin ich nach der Rückkunft aus dem Utschbalager einen Nachmittagsspaziergang machte. Schon die malerischen Türme, die wie die Reste einer alten Talperre den Eingang in den Talgrund von Mazeri zu verwehren scheinen, lockten mich zur näheren Besichtigung; sie gehören einer abgesonderten Häusergruppe an und befinden sich, wie die meisten ihrer Art, die man in Suanetien trifft, im Zustande üblen Verfalls, was freilich ihren pittoresken Anblick erhöht, die Lebenssicherheit ihrer Bewohner aber, die sich in den rauchgeschwärzten Höhlen ihres Innern häuslich eingerichtet haben, ständig bedroht. Die erwähnte Kapelle, deren Außenwände mit rundbogigen Blendarkaden geschmückt sind, erhält ihr Licht nur durch schmale Fensterritzen, deren eine über der Türe angebracht ist, während sich zwei weitere in der Altarnische befinden. Der Altar, ein viereckiger Pfeilerrumpf, steht hinter drei säulengestützten Rundbögen etwas erhöht. Reste alter Fresken sind der einzige Schmuck des Gotteshauses und keinerlei Geräte zeigen an, daß es heute noch in Gebrauch ist. Mit dem Christentum ist es überhaupt eine eigne Sache in diesem Lande. Wohl hat man es schon in verhältnismäßig früher Zeit hier eingeführt, allein es folgten stets wieder Rückfälle in den alten, niemals ausgestorbenen heidnischen Volksglauben, und wenn man jetzt noch Steinbockhörner als Weihgaben in diesen Kapellen aufgehäuft findet und auf ihren Altären statt des Kreuzes Kohlenreste eines Brandopfers sieht, so wird man auch das heutige Christentum der Suaneten nicht allzu hoch anschlagen. Da nur in wenigen Orten Popen stationiert sind, so ist das schließlich leicht begreiflich.

Mohammedaner gibt es im Kaukasus zwar anderwärts noch in nicht unbeträchtlicher Zahl, doch wohnen sie merkwürdigerweise am Nordabhange. Die mohammedanische Sitte, daß die Frau ihr Gesicht vor Männern verschleiert findet man indessen, wenn auch nicht in strenger Durchführung, bei den Suaneten ebenfalls. Einen Repräsentanten des Islams hat dieses Gebiet aber doch aufzuweisen, und zwar wohnt er in dem oben besprochenen Mazeri. Eine Zweiglinie

des fürstlichen Geschlechts der Dadisch-Keliani, die dort ihre Burg hat, bekennt sich zu Allah; wahrscheinlich ist sie durch eine Heirat zum Glaubenswechsel veranlaßt worden. Bei meinem Spaziergange kam ich auch vor die Behausung dieser Familie, deren Angehörige oder Gesinde sich eben mit einem jungen Bären, den man wohl eingefangen haben mochte, unterhielten. Es war dies das einzige Exemplar dieser im Kaukasus noch ziemlich zahlreich vertretenen Tierart, das mir zu Gesicht kam, und die Art unserer Begegnung war so harmlos, daß ich schon ein Karl May sein müßte, wenn es mir gelingen sollte, sie zum Gegenstand einer kaukasischen Bären-geschichte zu machen, wie sie vielleicht Mancher gern hören würde. Die einzigen Bestien, mit denen ich Kämpfe zu bestehen hatten, waren — abgesehen natürlich von dem beinahe allnächtlichen Kleinkrieg gegen Blutsauger aller Art — die suanetischen Hunde, und auch diese zeichnen sich mehr durch wütendes Gebläse als durch wirkliche Angriffslust aus. Immerhin hatte ich mich für den Gang nach Mazeri nicht unndüthigerweise mit dem Eispickel bewaffnet und konnte deshalb die verschiedenen Mauerecken, hinter denen jeweils ein stimm-gewaltiger Hüter des Hauses lauerte, mit größerer Seelenruhe passieren.

Am Tage nach unserem Zusammentreffen mit den aus dem Rußengebiet Zurückkehrenden gingen wir schon wieder in zwei Kolonnen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Den Herren Helbling, Reichert, Schuster und Weber, die nun zur zweiten Belagerung des Ušcha in unsere eben geräumte Lagerstätte am Gulgleitscher hinaufzogen, schloß sich mit noch nicht verheilter Kopfwunde Herr Schulze an, der, wie ich schon berichtete, seine Begleiter dann auch zum Siege führte. Uns lockte ein anderes Ziel. Aber ehe wir wir Betscho verließen, mußten wir noch der Einladung einer früheren Wirtschafterin des Fürsten Tatarchan, offenbar der angesehensten Einwohnerin der Gemeinde, zum Mittagmahle folgen. Wie bereits erwähnt, nehmen die Vorbereitungen zu suanetischen Gastmählern erkleckliche Zeit in Anspruch, und so war mit unseren Erwartungen auch unser Appetit auf seinen Höhepunkt gelangt, als wir endlich durch die Meldung erfreut wurden, das Essen sei bereit. Unter einem vorspringenden Dache vor den Sonnenstrahlen geschützt, saßen wir im Hofe des Hauses unserer Gastgeberin, wo sich Kinder und Schweine, an appetitlichem Aussehen mit einander wetteifernd, spielend umhertrieben.

Der Mann unserer Wirtin, ein zahnlöser Alter, saß nicht bei Tisch, ebenjowenig ihr hübsches Töchterlein; des ersteren Stelle vertrat ein Gefolgsmann des Fürsten, der, weil offenbar von höherem Range, hierzu als würdiger erachtet wurde. Als das Mahl, das Viktor der Georgier, unser Koch, bereitet hatte, schon etwas vorgerückt war, brachte der zu so bescheidenen Rolle zurückgedrängte Hausherr unser Wohl aus mit einer Schale des berühmten Araki, wozu er eine längere suanetische Rede hielt, deren Inhalt ich leider nicht einmal im Auszug berichten kann, da keiner von uns dieser Sprache mächtig war.

So war es denn schon etwas spät am Nachmittag, als wir endlich zum Ausbrechen kamen. Unsere Gesellschaft hatte, nachdem sich Herr Schulze den Anderen angeschlossen, Ersatz für ihn in Herrn Wigner erhalten. Wieder sechs Köpfe stark, abgesehen von dem Troß, zogen wir auf bekanntem Wege das Betschotal hinaus. Bei der Behausung des Priesters schlugen wir den am rechten Talhange emporsteigenden Weg nach Ezeri ein, wo wir die Nacht beim Fürsten Tatarchan zubringen wollten. Ezeri liegt auf der rechtsseitigen Hochterrasse des Ingurtales, westlich von der Mündung des Betschotales, dem auf tieferer Stufe des Ingurtales gebetteten Bschomari schräg gegenüber. Auf dem Wege dahin kommt man zu einem der schönsten Aussichtspunkte Suanetiens. Da, wo der Weg um die Mündung des Betschotales umbiegt, genießt man ein Rundbild, das Großartiges und Liebliches in seltener Harmonie vereinigt. In weiter Ausdehnung überblickt man den Ingurgau mit seinen reichen grünen Hängen, über welchen im Süden die Schneegipfel der Lailakette aufsteigen. Dem Zentralkamm des Kaukasus ist man zu nahe, als daß er hinter den grünen Vorbergen sichtbar sein könnte, aber drei gewaltige Hochgipfel, die er wie die mächtigen Eckbastionen einer Riesenfestung nach Süden herausendet, ragen in einsamer Größe in dieses Bild hinein. Im Osten und Westen zwei edle Pyramidengestalten: Teinuld und Stawler; direkt hinter uns, als eintürmiger Koloss noch schlanker emporstrebend, der Ušcha. Die letzten Farbtöne des dämmernden Abendhimmels lagen auf diesem von der Künstlerhand der Natur geschaffenen Gemälde, und in die sinkende Nacht führte unser schlechter, vielfach überschwemmter Fußpfad in ermüdendem Wechsel von auf- und abwärts nach Ezeri weiter. Zuletzt diente uns das Licht auf der offenen Veranda des Hauses, wo wir erwartet wurden, als Leuchtturm.

Fürst Tatarchan Dabisch-Keliani wohnt wie sein Onkel in Bschomari in einem der neuzeitigen Lebensweise angepassten Holzhause, umgeben von einem Grasgarten, dessen schönster Schmuck eine mächtige alte Eiche ist. An ihren Stamm lehnt sich ein eigentümliches Steinkreuz mit einem roh gemeißelten Menschenkopf als oberstem Arm. Er soll den in der Ahnenreihe des Hauses besonders hervorragenden Fürsten Dthar darstellen. Auf der anderen Seite des Stammes schließen sich Steinsitze an; offenbar wurde hier einst Gericht gehalten und die uns gezeigte, von Schwerstreichen herrührende Rinne in einer der Platten mag der letzte Zeuge blutiger Justiz sein, die hier geübt wurde.

Gegenüber dem heutigen Herrenhause liegt die alte Burg, wo zu kriegerischeren Zeiten als den heutigen die Dabisch-Kelianis ihre Herrschaft verteidigten. Heute dient das mit zinnenbewehrten Mauern umgebene und von einem hohen Turm überragte Kastell den Leuten des Fürsten als Wohnung. Wir haben am folgenden Tage seine finsternen Gänge besichtigt und den Geschmack des Enkels erklärlich gefunden, der die Halle seiner Ahnen lieber dem Gesinde überläßt. Das Interessanteste, was wir dort sahen, waren riesige Holztröge mit Kerbschnitzornamenten bedeckt, die zur Aufbewahrung des Mehles bestimmt sind. Im Untergeschoß des Turmes befindet sich der Wohnraum der Insassen; in seiner Mitte hängt ein Kessel an Ketten über der offenen Feuerstätte, deren Rauch die Wände mit einem dichten Rußüberzug verkleidet hat. Um das Feuer zu sitzen, dürfte wohl die Hauptbeschäftigung der suanetischen Familien in den Wintermonaten sein; innerhalb seines wärmenden Bereichs, an den Wänden, befinden sich auch die Lagerstätten, und meistens teilt in der kalten Jahreszeit das Vieh mit den Menschen den gleichen Raum, was der Luft zwar weitere Wärme, aber auch andere weniger erwünschte Eigenschaften zuführt. Zu den am stärksten vertretenen Haustieren gehören die Schweine, eine etwas kleinere Rasse, als die bei uns gezüchtete und im Aussehen an die wilde Rasse mahnend, mit der sie namentlich auch die Magerkeit gemeinsam hat. Abgesehen von seinem Fleischwert spielt das Schwein eine bedeutungsvolle Rolle in der Hauswirtschaft, da es, wie ein Schilderer des Kaukasus ebenso fein als treffend bemerkt, die Sanitätspolizei besorgt.

Doch kehren wir in das Haus des Tatarchan zurück, wo wir freundlich bewillkommt und mit Wein — einer lang ent-

behrten Labung — bewirtet wurden. Da wir auf die längere Pause bis zur Abendmahlzeit nach den bisherigen Erfahrungen schon vorbereitet waren, so hielten wir in dem uns zugewiesenen Zimmer, das sich in einem Nebengebäude befand, eine kleine Siesta. Der Raum war mit bunten Zeugstoffen, in Längsstreifen von wechselnden Mustern austapezert und auf seinen ringsum laufenden Holzbänken hatte man mit Kissen und Decken Betten von fast europäischer Art hergerichtet.

Vor Tisch wurde noch ein für die Geschichte des Alpinismus bemerkenswertes Rechtsgeschäft vollzogen. Fürst Tatarchan hatte bei unserem ersten Zusammensein am Betschobache Frln. v. Ficker versprochen, ihr den Ušcha zu schenken, wenn es ihr gelänge, die Spitze zu erreichen. Er war galant genug, auch unter den gegebenen Verhältnissen sein Versprechen zur Tat werden zu lassen. In einer von Herrn Rickmers verfaßten, vom Fürsten unterschriebenen und von uns als Zeugen mitunterzeichneten Urkunde wurde die Schenkung feierlich ausgesprochen und wir freuten uns, unsere lebenswürdige und kühne Begleiterin als die Besitzerin des stolzeften Berges im Kaukasus beglückwünschen zu dürfen. Dieser Besitz hat den Vorzug, in jeder Hinsicht ein idealer zu sein, und ich hoffe nur, daß auch die russische Steuerbehörde ihn als solchen auffaßt. Die neue Herrin des Ušcha führte berechtigtermaßen den Vorsitz an der Tafel, bei der es u. a. auch Fleischpastete und eine süße Fruchtsauce gab. Natürlich wurde der angenehme Rotwein nicht verschmäht und da Fürst Tatarchan ein Mann ist, der es in Trinksachen mit den Pfalz- und anderen Grafen des Kommerzbuches hält, so entwickelte sich recht bald ein feuchtfröhliches Leben. Herr Rickmers, mit der Würde eines Kolumbaschi, des georgischen Trinkmarschalls, bekleidet, brachte Ordnung in den Betrieb. Sehr weitgehend gestaltete sich die Szene, als ein ehrwürdiges Trinkgeräde, eine mächtige Silberschale mit Wein gefüllt, die Kunde machte und auf das Wohl von Frau Rickmers, die einst auch als Gast in diesem Hause geweilt hatte, geleert wurde. Merzbacher, der Verfasser des bekannten Kaukasuswerkes, berichtet, daß dieses mit georgischen Inschriften verzierte Gefäß ein Geschenk des imeretinischen Königs David Wamel an die Kirche von Patal ist und als Lösegeld für Kriegsgefangene an die fürstliche Familie kam. Ein noch wertvolleres Stück aus dem Hausschatze sahen wir später: ein silbernes, mit orien-

talischer Inschrift bedecktes Kästchen, angeblich persischen Ursprungs und offenbar sehr alt. Ein ähnliches sah ich auf der Rückreise im Domschatz von Krakau, als Reliquienbehälter in's Abendland gekommen, vielleicht durch Kreuzfahrer, wenigstens wäre dies nach der Datierung des Ursprungs in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung nicht unmöglich.

Am nächsten Tag wollten wir weiterziehen, allein es fehlte wieder einmal an Pferden, und so machten wir einen Ruhetag, der mir nicht unerwünscht war. Wenn man 14 Tage in Cancellarien und Bivaks verschiedener Art die Freuden eines freien Lebens kennen gelernt hat, so ist man für die Kulturgenüsse eines kaukasischen Fürstenhauses gerade richtig vorbereitet und weiß es schon als eine angenehme Abwechslung zu schätzen, auf einem ordentlichen Stuhl an einem Tisch von angemessener Höhe zu sitzen. Am Vormittag gab es mancherlei im Orte zu sehen, natürlich stets mit einem großen Gefolge Eingeborener, deren Neugierde wir auch schon bei anderen Gelegenheiten störend empfunden hatten. Den Nachmittag verträumten wir im Schatten der alten Esche auf Teppichen, die der Fürst herbeischaffen ließ, ein herrliches Plätzchen, namentlich gegen Abend, wenn die wärmeren Farbentöne den Schneekamm der Bailakette vergoldeten.

Nach der Abendmahlzeit ließ der Fürst seine Leute zu Gesang und Tanz antreten. Zuerst trugen sie Heldenlieder vor, feierliche Melodien, zweistimmig gesungen und zwar — eine Merkwürdigkeit suanetischer Geschmacksentwicklung — stets in Quintenfolgen. Da nach unseren Anschauungen die Quinte keineswegs zu den harmonischen Tonverbindungen gerechnet wird, so kann man sich vorstellen, daß der Gesang für europäische Ohren nicht immer schön klingt, obwohl der Suanete anscheinend zu den musikfreudigen Volksstämmen gehört. Beim Tanz bildeten die Leute einen Kreis, in den die Tanzenden, bald einzeln, bald zu zweien sich anfassend, hineintraten, um ihre rhythmischen Bewegungen auszuführen. Erst tanzten nur die Männer, dann kamen auch Mädchen mit an die Reihe. Die Umstehenden begleiteten den Tanz mit Gesang und Handklatschen. Ein junger Mann, offenbar ein Virtuose in seinem Fach, tat sich besonders hervor, indem er, einer Prima Ballerina gleich, auf den Zehenspitzen sich bewegte. Musikinstrumente sahen wir nur zwei, deren sich die Suaneten zur Begleitung des Gesangs bedienen, eine Art Gitarre und die

kleinere rechtwinklige Handharfe, deren Form an antike Vorbilder erinnert.

Am andern Morgen wurde es Ernst mit dem Aufbruche. Während unser fürsichtiger Gastgeber nach den Anforderungen, die er am Vortage an seine Leistungsfähigkeit gestellt hatte, noch der wohlverdienten Ruhe pflog, zogen wir hoch zu Ross von seinem Hofe. Es war unsere Absicht, durch das westlich von Ezeri in das Ingurial mündende Nakratal zum Donngusorun-Paß zu ziehen, einem der bequemsten, wenn auch 3200 Meter hohen, also schon in der Gletscherregion liegenden Uebergang über den Zentralkamm, um in das Gebiet des Elbrus zu gelangen. Der Weg zum Nakratal beträgt in der Luftlinie nur wenige Kilometer; da aber die Terrasse des Inguriales, auf der wir uns bewegten, von drei Seitentälern durchschnitten ist, so bedarf es eines beständigen Auf- und Absteigens, um zum Ziele zu gelangen. Die Hitze des Tages hatte schon früh am Morgen einen ziemlich hohen Grad erreicht, und der Weg kostete daher manchen Schweißtropfen. Manchmal nahm der Pfad eine Beschaffenheit an, daß es ratsam schien, abzustiegen und das Pferd am Zügel zu führen. An den vorspringenden Ecken des Hanges lagen stets kleine Ortschaften oder Häusergruppen mit malerischen Türmen. Pari, die erste und zugleich größte, die wir berührten, ist der Sitz eines Papen. Der treffliche Mann, der sein ärmliches Haus mit dem Schulmeister teilt, ließ sich nicht nehmen uns zu bewirten. Seine Kirche steht einem Heustapel ähnlicher als einem Gotteshause und wenn er die Glocke läuten will, um die Gläubigen zum Gebet zu rufen, so muß er auf einer Leiter zum Dach hinaufsteigen.

Alle Eschen befinden sich auch hier bei jeder Häusergruppe, Bäume, die offenbar aus dem Heidentum überkommenen religiösen Anschauungen der Suaneten ihre Pflege verdanken. Ein besonders schönes Exemplar bot uns Schatten am nächsten Lagerplatz in Lakuri, wo ein burgartiges Gebüfte, anscheinend ein früherer Herrscheritz, von nur wenigen Häusern benachbart ist. Die Frauen von Lakuri, die, wie die Einwohner der Ortschaften alle, einen Zuschauerkreis um uns bildeten, wiesen, wenigstens unter den jüngeren Vertreterinnen des Geschlechtes, hübsche Erscheinungen auf. Daß freilich nicht alle Reize naturecht sind, entdeckte ich gelegentlich zu meinem größten Erstaunen. Die auffallend schön gezeichneten

Augenbrauenbogen entpuppten sich nämlich bei näherer Besichtigung als Kunstprodukt.

In Katschibasch stießen wir auf unsere Träger, die schon am Tage zuvor sich auf den Weg gemacht hatten und von da ab in schärferem Tempo, als es ihnen bisher beliebt hatte, als unsere Begleiter weitermarschierten. Nach Ueberschreitung der letzten und steilsten Seitenschlucht gelangten wir nach Zoleri, dem letzten bewohnten Ort auf unserer Marschroute. Hier mußten daher noch Einkäufe gemacht werden, auch das übliche Schlachtopfer, der Hammel, der sich bei unserer Ankunft noch ahnungslos den Genüssen der Weibe hingab, wanderte von hier seinem dunklen Geschick entgegen. Das Wahrzeichen von Zoleri ist eine prächtige Kiefer, die schon von weitem in dieser sonst nur von Laubholz bestandenen Landschaft auffällt. Da am späteren Nachmittag die Kraft der Sonne nachließ, so wurde man nun für Naturschönheiten empfänglicher und erfreute sich des schönen Talbildes mit seinen sanften Linien und satten Farben. Jenseits des Krakatales, von dem uns nur noch ein kleiner Rücken trennte, verengt sich die Talspalte des Ingur bedeutend und zwar so, daß die 65 Kilometer lange Wald- und Felschlucht, der natürliche Zugang zum Gau der Suaneten, beinahe unwegsam ist. Die Hauptgipfel des Lailakammes lagen hier schon hinter uns im Osten; die nächsten Nachbarn auf der jenseitigen Talseite sind die allmählich sich verflachenden Ausläufer dieses Gebirgszuges. Vom Norden her sendet der Hauptkamm als Eckpfeiler zweier Seitenzüge den Balmiag und den Stavler heraus, zwei prächtige Felspyramiden, an deren Steilwänden nur wenig Schnee haften kann. Der letztere, ein noch unerstiegener Gipfel, war unser nächstes Ziel.

Bald war die letzte Steigung überwunden, und wir standen am Rande des Krakatales, freilich einige hundert Meter über dessen Sohle. Die kleine Waldwiese mit dem Saum von Nadelholz wäre ein reizender Lagerplatz gewesen, allein für unsere Pläne paßte er nicht. Auf steilem, oft recht morastigem Waldpfad ging es gegen 700 Meter hinunter auf den Talgrund, wo jenseits des wildschäumenden Baches das Lager aufgeschlagen wurde. Ein prächtiges Plätzchen, eine kleine Lichtung, nahe an einem vom Stavler herabellenden Seitenbach, der gerade hier einer engen Schlucht entronnen ist. Allein „des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil“. Mit der anbrechenden Dämmerung entstieg dem

feuchten Boden das Heer Mephisto's, Scharen kleiner Stechmücken stürzten sich blutgierig auf die müden Wegfahrer und auch der Rauch des Lagerfeuers vermochte nicht ihre Angriffe abzuhalten. War die Nachtruhe schon durch diese kleinen Feinde bedroht, so bildete die Schar der Rosse, welche ihrer Sättel ledig grasend umherliefen, eine weitere störende Nachbarschaft, wenigstens bei allzu großer Annäherung im Dunkel der Nacht.

Obwohl mit Sonnenaufgang wunter, konnten wir doch erst gegen 7 Uhr ausbrechen und hatten daher von Anfang an wieder unter der Tageshitze zu leiden. Nur ein Teil der Mannschaft wurde zum Hochlager mitgenommen, die Pferde, bis auf zwei, die auf dem Weitermarsch zum Dongusorum-Paß als Lasttiere dienen sollten, wurden zurückgesandt. Auf einem steilen waldigen Grat, einem Ausläufer des Stavlers, ging's empor. Der gute Vorsatz, die Träger zur besseren Ueberwachung ihrer Marschleistung stets vorangehen zu lassen, erwies sich bald nicht mehr als durchführbar, als Folge ergab sich dann freilich, daß wir oben einige Stunden auf sie warten mußten. Zum ersten Male litten wir unter Wassermangel, was, da wir uns immer auf dem Rücken des Grates bewegten, leicht erklärlich ist. Erst 6 Stunden nach dem Abmarsch stießen wir auf eine Quelle und zwar schon hoch über der Baumregion, die bei etwa 2100 Meter mit gemischten Beständen von Laub- und Nadelholz endete.

In ein wahres Paradies von violetten Glockenblumen, farbigen Liliaceen und anderen leuchtenden Blüten tauchten wir nach Verlassen des Waldes in buchstäblichem Sinne hinein; hoch über unseren Häuptern schlugen die Blumen hinter uns wieder zusammen, wenn unsere Kolonne den mühsam gebahnten Pfad weiterzog. Erst in den höheren Lagen sank die Vegetation allmählich auf Kniehöhe herab und behielt diese Leppigkeit bis in die Fels- und Schneeregion bei. In dieser fanden wir einen geeigneten Lagerplatz. Unter einem mächtigen Felsblock künstlich geschichtete Steine und Reste einer Feuerstelle verrietten, daß wir hier Vorgänger gehabt hatten; zweifellos waren es Steinbockjäger, denn wer sollte sich sonst in diese abgelegene Höhe verirrt haben? Ueber den waldigen Vordergrund des Talausschnittes grüßten aus der Ferne wieder die vertrauten Gipfel des Lailakammes zu uns herüber, während direkt hinter uns die Felswände des Stavlers, durch die Nähe stark verkürzt, in den blauen Aether ragten.

Mir schien dieses Rundbild genug Lohn für die Mühe des Anstiegs und der Verzicht auf die Besteigung des Stavlers wurde mir nicht schwer. Bei den Anstrengungen unseres Marschlebens und der nicht allzu üppigen Verpflegung fand ich es nämlich ratsam, Anforderungen außergewöhnlicher Art nicht an meinen Körper zu stellen. Wenn die Schwierigkeiten, wie voraussehen, auch keine ungewöhnlichen waren, so wäre doch die Marschleistung eine solche gewesen, daß sie ohne entsprechende Ausgleichung durch einen Rasttag mich wahrscheinlich in der Genesungsfähigkeit beeinträchtigt hätte. Während also die Freunde schon um 3 Uhr in die sternklare Nacht hinauswanderten, drehte ich mich stillergeben — oder soll ich sagen stillbergnüt — in meinem Schlaffack um und schlummerte auf dem anderen Ohr weiter, bis die Sonne mich weckte. Dann schickte ich die Träger hinab in's Talager und bummelte gemächlich über Fels und Schnee zu einem Grat hinauf, wo ich zwar den erhofften Fernblick nach Norden durch Ausläufer des Stavlers versperrt fand, mich aber an dem Anblick der firn- und gletscherreichen Dongusorun-Kutschgruppe entschädigen konnte. Die alte Freunde grüßten mich auf dieser Wanderung die tiefblauen Sterne des Enzian, des schönsten Schmuckes unserer heimischen Alpenwiesen. Lange noch träumte ich nach der Rückkehr zum Lagerplatz in die zartbustige, sonnendurchglühete Gebirgslandschaft hinein, deren Reiz der fernen Weltabgeschiedenheit ich nie so tief empfand als hier.

Erst als die Sonne die Mittagshöhe überschritten hatte, entschloß ich mich zum Abstieg, und ich hätte ihn auch dann vielleicht noch hinausgeschoben, wenn ich nicht noch den Auftrag auszuführen gehabt hätte, unseren Lagerplatz im Tal aus dem Bereich der Quälgeister zu verlegen. Obwohl keines Wortes russisch oder suanetisch mächtig, gelang es mir doch, durch Zeichen mich mit unseren Leuten zu verständigen, und als die ersten Besteiger des Stavlers herabkamen, war der Umzug auf eine höhere Terrasse des Baches bewerkstelligt. Einige Sorge bereitete uns an diesem Abend Herr Wigner, der, als Letzter eintreffend, nachdem er uns am alten Lagerplatz nicht gefunden, noch einige Zeit in der Nacht umherirrte, bis ihn unsere Feuer und unsere Signale zum Ziele leiteten.

Am nächsten Morgen traten wir den Marsch talaufwärts an; eine schmale Pfadspur verrät, daß der Weg über den Dongusorun-Paß zuweilen von Eingeborenen gemacht

wird. Für Lasttiere ist der Gletscher freilich des Oesteren gefährlich, trotzdem werden nicht nur solche, sondern manchmal ganze Viehherden darüber geleitet; es ist eben immer noch der leichteste Uebergang zwischen Nord- und Südseite im weiten Umkreise. Nahe unserer Lagerstätte befanden sich noch einige vereinzelte Hütten; weiter oben ist das Naktatal ganz unbesiedelt, und die Ruhe des Urwaldes wird nur selten gestört. Im Schatten seiner Baumriesen, manchmal einen ihrer abgestorbenen und gestürzten Genossen übersteigend, vielfach sumpfige Stellen mühsam umgehend, kamen wir mit häufigen Rasten zugunsten der Träger, die wir nicht aus den Augen lassen wollten, nur verhältnismäßig langsam vorwärts. Zu unserer Linken rauschten stets die wilden, trübgefärbten Wasser des Talflusses, über Felsblöcke sich schäumend ihren Weg bahnd. Wir mochten etwa drei Stunden unterwegs sein, da gelangten wir an eine Stelle, wo der Naktalfluß das hier steiler ansteigende Ufer vor kurzer Zeit angenagt und den Pfad weggerissen hatte. Die Umgehung auf steilem Hang erforderte Vorsicht, und das eine unserer Pferde mühte sich gerade an einer besonders glatten Stufe ab, als ich an jene Stelle gelangte. Der Suanete, der es führte, riß es am Zügel nach oben — ein kurzes Schwanken, dann stürzte das Tier, sich zweimal überschlagend, die Uferböschung hinab in den schäumenden Fluß. Erst weiter unterhalb tauchte sein Kopf wieder aus den Fluten, die es widerstandslos mit sich rissen, bis es dem schwer kämpfenden Rosse gelang, etwa zweihundert Schritte von der Unglücksstelle entfernt, an einer felsgeschützten, seichterem Stelle wieder Fuß zu fassen. Da stand es zitternd und wagte nicht, die kurze Strecke bis zum jenseitigen Ufer noch zu durchmessen. Das Tier war gerettet, aber seine Last trug es nicht mehr. Die Stricke waren beim Fall gerissen, und unser sämtlicher Proviant lag im Naktalflusse. Einer der Reisegefährten, dem der Verlust besonders zu Herzen ging, versuchte, mit dem Seil versichert, in dem reißenden Wasser nach dem versunkenen Schatz zu fahnden — vergebens, er blieb verschwunden, und damit war das Schicksal unserer Elbrus-Expedition entschieden.

An einer nahen Mineralquelle, wie man deren im Kaukasus öfters trifft, spülten wir den Neger hinab und beschloffen, zurückzukehren. Die Qual einer Wahl blieb uns erspart, denn ohne Proviant kann man nicht zwei bis drei Tage in ganz menschenleeren Gebieten herumwandern. Am

Abend jenes Tages rüdten wir in Joleri ein, wo am nächsten Morgen sich auch der Unglücksgaul wieder mit uns vereinigte. Die Suaneten hatten ihm zuerst ein gebrochenes Bein angebrochen, wahrscheinlich hofften sie, eine größere Entschädigungssumme herauszuschlagen, er hatte aber außer Hautabschürfungen keinen Schaden genommen. Seine Auffindung kostete freilich viel Zeit, da man den Fluß nur einige Stunden unterhalb auf einer Brücke überschreiten konnte. Denselben Weg, den wir drei Tage früher hoch zu Ross gekommen, legten wir nun bescheiden zu Fuß zurück und trafen mittags beim Fürsten Tatarchan ein. Dort hatte sich inzwischen eine andere Reisegesellschaft einquartiert — Russen, die halb zu Studienzwecken, halb zu ihrem Vergnügen Suanetien bereisten. Doch die Gastfreundschaft im Kaukasus kennt keine Grenzen. Da sein Fremdenhaus belegt war, so ließ uns der Fürst in seinem Wohnhause Lagerstätten bereiten, und er war so liebenswürdig, unserer Begleiterin sein eigenes Schlafgemach einzuräumen und mußte selbst mit einem Rotquartier in einer Art Vorratskeller vorlieb nehmen.

Das Zusammentreffen mit der russischen Gesellschaft, die am nächsten Tage die Rückreise antreten wollte, legte mir den Gedanken nahe, diese Gelegenheit zur Heimreise zu benützen, hatte ich mir doch schon einige Male die Frage vorgelegt, was ich in den noch bevorstehenden vierzehn Tagen bis zur Rückreise meiner Gefährten eigentlich unternehmen sollte. Leider sind die Verhältnisse des Kaukasus für Sommerfrischler zur Zeit noch recht ungünstig. So trennte ich mich denn in etwas jähem Abschiede von den Reisegenossen, um zunächst in das Hauptquartier Betscho hindüberzureiten, wo ich mein Reservegetagepack lagern hatte. Dort hatte ich die Freude, Herrn Blah, der wenige Tage zuvor eingetroffen war, begrüßen zu können. In der Meinung, die russische Gesellschaft käme an der Sanguellaria vorbei, verzögerte ich meinen Aufbruch, bis der Dolmetscher mich aufklärte, daß es noch einen anderen Weg nach Westia, unserem nächsten Reiseziel, gäbe. Es war daher schon vier Uhr, als ich endlich in Begleitung des Suaneten Murscha, der mein Packpferd führte, und Viktors aufbrach. Letzteren hatte mir sein Herr noch im letzten Augenblick anvertraut; sein Mißvergnügen hatte offenbar einen Grad erreicht, daß längeres Ausbarren ihm unmöglich schien. Er erklärte, krank zu sein und zurückkehren zu müssen.

Der Weg von Betscho nach Westia gehört zum Schönsten,

was das mit malerischen Reizen so reich ausgestattete Suanetien bietet. Durch Buschwald gelangt man zu einem waldumräumten Wiesenplan hinan, wo im Rückblick der Ushba seine majestätische Gestalt gewaltiger als je dem Scheidenden zeigte. Vor mir aber lag im warmen Spätnachmittagslicht der Bailakam, so plastisch im Kontrast seiner vergoldeten Firne und blauviolettten Talshatten, wie ich ihn nie gesehen. Und als neuer Wegweiser tauchte im Hintergrund des breiten, mit Turmdörfern übersäten Mulchratal, in das ich nun hinabritt, der herrliche Tetunlb auf. Bei den Häusern von Batal mit ihrer malerischen Gruppe alter Eschen erreichte ich die Sohle dieses fruchtbarsten und auch am stärksten bevölkerten suanetischen Tales. Dorf reiht sich hier an Dorf, und jedes dieser Dörfer gleicht mit seinen Türmen einer mittelalterlichen Feste. Freisfeld, dem Pionier der Kaukasus-Aspienisten, riefen diese Dörfer des freien Suanetiens, die sich ihren Wehrschmuß haben wahren können, weil sie vor den Russen nie einen Herrn über sich kannten, die Erinnerung an San Gimignano, die toskanische Turmstadt, wach, und sie haben auch wohl nichts ihres Gleichen sonst in der Welt. Es begann zu dämmern, als ich das Mulchratal entlang ritt. Aber lange noch, nachdem der Widerschein des Tagesgestirns auf den Schneeterrassen des Tetunlb erloschen war, leuchteten diese in orangefarbenem Nachglänzen mir aus dem Hintergrunde der dämmernden Talandschaft entgegen.

Als wir die Sanguellaria von Westia erreichten, war es schon Nacht. Sie war leer. Meine russischen Begleiter schienen ihren Aufbruch in Ezeri verzögert zu haben; vielleicht hielt Fürst Tatarchan sie noch einen Tag zurück. Gleichviel, mein Entschluß, morgen auch ohne sie weiter zu reisen, stand fest, und ich führte ihn auch aus, trotzdem Viktor mir aus einem bis heute noch nicht aufgeklärten Grunde beim Aufbruch kundtat, daß er wieder nach Betscho zurückkehren wolle. So ritt ich denn mit dem treuen Murscha allein davon, ein waffenloser Mann und doch keinen Augenblick von dem Gefühl einer Gefährdung befallen. Ja sogar einem behaglichen Schlafen gaben wir uns hin, als die Kraft der Sonnenstrahlen ihren Höhepunkt erreichte. Unser Weg führte zunächst am Mulchrabache aufwärts, der sich bei Westia ein schluchtartiges Bett ausgewählt hat, jenseits dessen der Ushba über bewaldete Vorberge hinausragt. Immer näher rüdten wir der herrlichen Tetunlbpyramide, da biegt plötzlich der Pfad ab und steigt

am linken Talhang hinan. Ueber einen mit Buschwald bestandenem Rücken erreichen wir aus dem kretteren Muldgratal die enge Waldschlucht, wo der Ingur, der Hauptstrom Suanetiens, seine schäumenden Wasser nach Westen wälzt. Das kleine Turndorf Bogresch auf schmaler Landspitze zwischen ihm und seinem Nebenflusse, dem Abischbache, gelegen, lassen wir links und folgen dem Ingur, nachdem wir ihn auf schwankender Brücke überschritten haben, am linken Ufer talwärts. Es ist eine ununterbrochene Waldschlucht, die wir nun mehrere Stunden lang durchschreiten; manchmal so schmal, daß wir den ausgetrockneten Randstreifen des Flusses zum Pfad machen.

Etwas um drei Uhr nachmittags ist die Canzellaria der Dorfschaft Kal erreicht, wo wir zu bleiben beschlossen hatten. Zwei junge Leute, die sich gleichzeitig mit mir im Dushan eingefunden hatten, leisteten mir treue Gesellschaft. Der kleine Meyer „Russisch“ vermittelte die Konversation. Da der eine der Beiden einen Säbel trug, so hatte ich sie für Bedienstete der öffentlichen Sicherheit angesehen, endlich entdeckte ich das Wort „utschitjel“, das sie mir als ihren Beruf genannt, im Sprachführer. Es waren zwei Lehrer, der von Kal und sein auf Besuch weilender Kollege von Utschul, der nächsten größeren Dorfschaft im oberen Ingurtal. Doch blieb es nicht bei dieser Gesellschaft allein. Als es dämmerte, sah ich plötzlich die Karawane der Russen herannahen. Sie hatten wie sich nun herausstellte, auch in Westia genächtigt, aber beim Bogen, und da sie einige Stunden später aufgebrochen waren, so belamen wir uns natürlich nicht zu Gesicht.

Gemeinsam zogen wir am nächsten Tage über den Latparipah weiter. Unmittelbar bei Kal beginnt der Weg durch Niederwald am steilen Hang emporzuführen. Wolken umzogen die Gipfel der Berge des Hauptkamms, der hier zum Greifen nahe gegenüber liegt. So sah ich denn die trochigen Wände des Schlara und Dschanga nur bruchstückweise, und nur die riesigen Gletscherströme, die ihre Felsklämme unlagern und in wildzerrissenen Kasladen zu Tal stürzen, waren für den Blick ganz frei. Je höher wir fliegen, um so mehr verdüsterte sich der Himmel, und als der 2830 Meter hohe Sattel in der Hochgebirgsregion erreicht war, befanden wir uns selbst mitten im Nebel. Ein kalter Wind vertrieb uns von der Stelle, sodas mir der letzte Scheideblick auf die Zentralkette versagt blieb. In einigen Senkungen nahe der

Bashöhe war der Schnee noch nicht vollständig weggeschmolzen. Dieser bequemste Zugang für Ingur-Suanetten war also Anfang August noch nicht vollständig ausgeapert. Auf steilem, vielfach im Zidzad verlaufenden Pfad ging es nun talwärts und bald erlämpfte sich die Sonne wieder teilweise die Herrschaft. Durch Lücken des Nebelschleiers wurden Einzelblicke in das grüne, mit Anstiedelungen besäte Tal frei, das sich der Oberlauf des Eschene- und Eschali geschaffen hat. Prachtige Birkengruppen vermittelten den Uebergang aus der baumlosen zur Waldregion, die uns bis zur Talsohle begleitete und auch hier vorherrscht, abgesehen von einer Weitung, wo das Dorf Escholuri mit seinen Mais- und Gerstenfeldern Raum finden konnte.

Müde von dem anstrengenden Tagesritt langten wir abends vor der mir schon vom Herwege bekannten Canzellaria von Lenteki an. Der nächste Tag brachte uns auf bekanntem Wege nach Orbeli, wo ich den treuen Murscha mit seinen Rossen heimwärts in seine suanetischen Berge ziehen ließ und die reitmüden Glieder einer Linenka anvertraute, welche unsere Gesellschaft am Abend noch bis Lipana brachte. Im bescheidenen Logierhaus dieser Station an der ostetischen Heerstraße empfand ich schon den Vorgesmack nahender Kulturgenüsse. Und als ich dann am folgenden Nachmittag in Kutais einzog, da gab ich mich dem Behagen des städtischen Komforts mit dem frischen Appetit eines Neulings hin. Was ein ordentliches Zimmer, ein Bett, eine Speisekarte, das geschriebene „Lischlein bed' dich“, für einen Kulturwert besitzen, das kann nur der ganz würdigen, der diese alltäglichen Dinge einige Wochen hindurch entbehrt hat.

Da ich die mingrelische Hauptstadt bei der Herreise eigentlich nur im Dämmerchein und Mondlicht gesehen, so widmete ich ihr nun zwei Tage, wovon der eine, der Tag nach der Ankunft, ein graugestimmter Regentag — der erste seit meiner Abreise von Freiburg — mir Gelegenheit gab, die Vorzüge heimlicher Straßenpflasterung zu würdigen. Auch die meistbegangenen Wege von Kutais waren an diesem Tage in Sümpfe verwandelt, und da man auch bei einem kleinen Rundgange in der Stadt es nicht vermeiden kann, gelegentlich die Fahrstraße zu kreuzen, um von Gehsteig auf Gehsteig zu gelangen, so war ich in die Lage versetzt, die im hohen Kaukasus erworbene Gewandtheit im Uebersehen von Gebirgswässern hier

noch einmal auf harmloserem Terrain zu verwerten. Wer nach interessanten Denkmälern der Vergangenheit spürt, dem bietet Kutais trotz seines in vorchristliche Jahrhunderte hinaufreichenden Alters nur wenig. Doch dieses verhältnismäßig Wenige wird durch den Reiz seiner landschaftlichen Lage sehr gehoben. Auf der Archiereiskaja Gora, dem Bischofsberg, jener Felsbarre, die der Rion vor seinem Austritt in die Ebene hat durchbrechen müssen, liegen, von wildbuchernden Bäumen und Strauchwerk beschattet und übersponnen, die Ruinen der alten Feste und einer in byzantinisch-armenischem Mischstile erbauten Kathedrale. Wohl ist das Gewölbe der Kirche eingestürzt, aber an den reich ornamentierten Lärbogen und den Resten der Säulenkränze kann man die künstlerische Feinheit dieses großartigsten Bauwerkes aus dem goldenen Zeitalter Georgiens, dem 11. Jahrhundert, noch erkennen. Von der Burg, an deren Stelle jedenfalls schon das Königschloß des Äetes gestanden hat, wenn dieser Sagenkönig aus Jason's Zeiten wirklich auf der Stätte des heutigen Kutais residiert hat, sieht man nur mehr niedriges Gemäuer, über das der Blick hinaus schweift auf die kolchische Ebene und die nicht allzu fernern Berge des jenseitigen armenischen Hochlandes.

In der Stadt selbst bietet der Marktplatz während den Vormittagsstunden die beste Gelegenheit zum Beobachten des Volkslebens. Es ist die Zeit der Kürbisse und Melonen und diese Riesenerträge, welche kaum irgendwo auf der Erde zu solcher Schmachhaftigkeit gedeihen, bilden ebenso wie rohe Gurken das Vieblingessen der Georgier. Auch Trauben, vor allem aber köstliche Pfirsiche werden in großen Mengen feilgeboten. In der Tscherkaska, dem kastanartigen Korb mit den Patrontaschen, die oft leer, bei Wohlhabenden mit Schanhälsen gefüllt sind, den Baschlil oder die Fellmütze auf dem Kopfe, umgürtet mit dem mehr oder weniger reich verzierten Kindschal, dem Dolchmesser der Kaukasier, so schreitet der Georgier mit eigentümlich geziertem, schwebendem Schritt in den weichsohligen Lederstiefeln, die seine auffallend kleinen Füße bekleiden, dahin, in seiner Haltung ein unverkennbares Wohlgefallen mit der eigenen Person verratend. Er gehört auch zu den Leuten, die im Lebensgenusse den wahren Lebenszweck finden. Anstrengender Arbeit ist er wenig zugeneigt, und es fiel mir auf, daß auch an dem nicht unter Uebermaß erschöpfender Hitze leidenden Regentage so mancher Verkäufer und Handwerker in seiner Bude ein behagliches Schlässchen sich leistete.

Weniger im Gesichtstypus als durch schlichtere, der Eigenart entbehrende Kleidung unterscheiden sich die Juden von der kaukasischen Bevölkerung. Statt des Baschlil oder der Mütze tragen sie die internationale schwarze Kappe. Sie scheinen in besonderen Stadtteilen, die in bezug auf Keimlichkeit nicht zu den bevorzugten gehören, beisammen zu wohnen, dem Anscheine nach größtenteils in ärmlichen Verhältnissen.

Von meinen freundlichen russischen Reisebegleitern mußte ich in Kutais Abschied nehmen. Einer derselben, ein georgischer Pape, stellte in seinem blauen Priestergewande und mit dem energischen, bartumrahmten Kopfe, dessen Rückseite das bei seinen Standesgenossen übliche Zöpfchen schmückte, die markanteste Figur dar; er hatte auch zumeist als flotter Reiter die Avantgarde unserer Kavalkade gebildet. Leider schied mich von diesem interessanten Manne die Kluft der Unmöglichkeit einer sprachlichen Verständigung. Außer mit einem Pharmazenten, einem Sohne Kaukasiens, wie fast alle seine Gefährten, die übrigens bis auf den Popen in Moskau ihre Lebensstellung gefunden haben, konnte ich mich am besten mit dem durch verschiedene Publikationen über georgische Sprache und Geschichte bekannten Moskauer Universitätsprofessor Alex. Tschanoff und zwar in der uns beiden etwa gleichermaßen geläufigen französischen Sprache verständigen. Der lebenswürdige Mann, ebenfalls ein Sohn des schönen Landes, konnte mir natürlich als einer der besten Fachkennner auch mancherlei Wissensbegierde befriedigen.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Kutais benützte ich den nachmittags $1\frac{1}{2}$ Uhr abgehenden schnellsten Zug, um nach Tiflis zu gelangen. Die Fahrt brachte mich zunächst wieder nach Rion zurück, der Zweigstation an der Linie Batum—Baku. Aus der fruchtbaren kolchischen Ebene gelangt man bei der Weiterfahrt bald in das enge, in seinen höheren Lagen waldbige Tal der Kwirila, eines Seitenflusses des Rion, den die alten griechischen Geographen offenbar als dessen Oberlauf angesehen haben. Man steigt zu nicht unbeträchtlicher Höhe hinan, Bladukte überspannen die Seitentäler und schließlich durchbricht die Bahn in einem $3\frac{1}{2}$ Werst langen Tunnel den höchsten Kamm des Ssuragebirges. Dieses ist gewissermaßen die Brücke zwischen dem Kaukasus und dem Antikaukasus oder armenischen Hochlande. Die Talsenkung zwischen diesen beiden Gebirgswällen, die kaukasische Tiefebene, wird durch den Querzug des Ssuragebirges in zwei ungleiche

Hälften geteilt, die kleinere westliche, das Montal, die kolchische Ebene und die größere östliche, das Flusstal des Kur, in das wir jenseits des Tunnels einführen. Es dämmerte schon, als wir die große Station Michailowo erreichten. Ihre wahrhaft luxuriöse Beleuchtung mit Petroleum-Glähstrumpflampen verdankt sie der besonderen Wichtigkeit, die sie für den Transport des kostbarsten Produktes des kaukasischen Landes besitzt. Von Michailowo ist bis Batum eine Röhrenleitung gelegt, um die Bahn auf dieser Strecke vom Transport zu entlasten. In zahlreichen Naphtabehältern hat die Nobel'sche Fabrik hier das von Baku herauftransportierte Erdöl aufgespeichert. Die feuergefährliche Nachbarschaft war gerade in diesen Tagen besonders unheimlich, was ich übrigens erst später in Tiflis erfuhr. Große Arbeiterunruhen haben im vergangenen Sommer in der kaukasischen Provinz zu ernstlichen Aufständen geführt. Als ich nahe am Bahnhof von Michailowo Zeltlager von russischen Truppen sah, wußte ich noch nicht, daß diese zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutze der Naphtavorräte dahin kommandiert worden waren. Von Michailowo zweigt eine kleine Seitenbahn ab, die zunächst dem oberen Lauf des Kur folgend, das bekannte Bad Vorschom berührt, dessen Quelle neben den Narjansprudel des nordkaukasischen Mineralbades Kizlowodsk das beliebteste kohlensäure Tafelgetränk Rußlands liefert.

Das breite Tal des Kur ist hier, wo wir es betreten haben, noch fruchtbar; ehe wir aber Tiflis erreichen, treten wir in ein Gebiet nackter Felsberge ein, und die Landschaft nimmt jene Gestalt an, die der georgischen Hauptstadt ihren eigenartigen Charakter verleiht, als einer Oase gleichsam in kahler bergiger Wüste. Der helle Mondschein erhöhte noch das fremdartige dieser Welt und er gab auch den menschenleeren Straßen von Tiflis, wo ich um 11 Uhr einfuhr, ein beinahe unheimliches Aussehen.

Die Stadt ist mit teilweise breiten Straßen und meistens niedrigen Häusern recht weitläufig gebaut und nimmt bei etwa 170 000 Einwohnern einen ungewöhnlich großen Flächenraum ein: ihre Längserstreckung beträgt 9 Kilometer. Wie die Bevölkerung eine sehr gemischte ist, so ist es auch die Bauweise der Stadt: neben europäischem Großstadtegeschmack asiatische Lebenseinrichtungen. Das modern-russische Tiflis breitet sich in den nördlichen Stadtteilen auf beiden Ufern des Kur aus, während die grusinisch-armenischen Quar-

tiere mit ihrem Mittelpunkt, dem Bazar, in die schluchtartige Enge des Flusses unterhalb der persischen Festung zusammengedrängt sind. Nach dem Petersburger Maßstab ist der Solowinski-Prospekt zugeschnitten, die statlichste und breiteste Straße in erhöhter Lage am rechten Kurufer, wo außer dem Theater und dem Palast des Generalgouverneurs auch die prunkvolle, mit ihren Goldkuppeln sich besonders bemerklich machende Garnisonskirche innerhalb eines großen umfriedigten Platzes liegt. Am Südende des Prospekts ist in einem verhältnismäßig bescheidenen Gebäude das Kaukasische Museum untergebracht, ein Denkmal deutschen Sammelleibes zugunsten eines fremden Volkes. Umso schmerzlicher berührt es den deutschen Besucher, daß die ausschließliche Anbringung russischer Bezeichnungen und zwar meist in der noch schwerer lesbaren Schreibschrift ihm so manchen erwünschten Aufschluß über die reichhaltigen natur- und kulturgeschichtlichen Sammlungen verwehrt. Unser erst vor Jahresfrist verstorbenen Landmann Geh. Rat Dr. Kadde, der Gründer und Leiter des Museums, hat sich hier zum Schaden der meisten fremden Besucher seiner Anstalt dem ehernen Geßetz russischer nationaler Abschließungssucht fügen müssen.

Der geradlinig gebaute Stadtteil auf dem linken Kurufer, den man bei der Einfahrt in die Stadt vom Bahnhof her zuerst berührt, heißt der deutsche. Dort haben sich jene am Anfang des vorigen Jahrhunderts in dunklem religiösem Schwärmerdrange aus dem Schwabenlande Ausgewanderten angestiedelt, soweit sie nicht den Mühsalen der nach dem heiligen Lande gerichteten Reise schon auf europäischem Boden erlegen sind, oder aus Neigung zum Landleben in den heute noch blühenden deutschen Odrerkolonien des kaukasischen Tieflandes eine Heimat gefunden haben. Es ist begreiflich, daß die städtischen Kolonisten rascher in der fremden Nation aufgehen, und wenn sie auch ihr Deutsch in der jüngsten Generation noch nicht ganz vergessen haben, so sind sie doch im besten Begriffe, ganz Russen zu werden. Anders der schwäbische Bauer, der noch den unverfälschten Dialekt seines Heimatlandes spricht und sogar seinen kaukasischen Knechten das echteste Schwäbisch lehrt, was, wie ein Ohrenzeuge glaubwürdig versichert, sehr komisch klingen soll.

Wenn man das asiatische Tiflis kennen lernen will, so muß man seine Schritte stromabwärts lenken, dorthin, wo die kahlen Felsberge mit ihren lezten Ausläufern unmittelbar an

ben in tiefeingeriffener Schlucht eingeengten Kar herantreten und von links die Zinnenmauern der alten georgischen Königsburg, des Metech, heute als Gefängnis ein melancholisches Ruheleben genießend, von rechts die Trümmer der persischen Festung auf ein enges Straßengewirre, den Bazar, herabsehen. Zwei Brücken überspannen dort den Fluß, sie tragen mit ihren nüchternen Eisenkonstruktionen freilich nur dazu bei, den fremdartigen Reiz des Bildes zu stören.

Wie es die geographische Lage dieser asiatischen Grenzstadt mit sich bringt, ist ihr Bevölkerungselement ein sehr gemischtes, und das ehemals herrschende Volk, die Georgier, sind im Laufe der Zeit in die Minderheit geraten. Heute ist Tiflis mehr eine armenische Stadt geworden, denn nicht nur stellen die Armenier den stärksten Prozentsatz unter der Bevölkerung, nämlich 40% gegenüber 25% Gruslern, wie die Georgier von den Russen genannt werden, und 20% Russen. Der Armenier ist aber nicht nur numerisch den anderen Nationen über den Kopf gewachsen, seine vielgittierte geschäftliche Geriebenheit hat ihn auch an Wohlhabenheit die andern überflügeln lassen. Er soll den Grund- und Häuserbesitz der Stadt schon fast ganz an sich gerissen haben und zwar nicht nur in den asiatischen, sondern selbst im sog. deutschen Stadtteil, so berichtet wenigstens der meistens aus sicheren Quellen schöpfende Merzbacher. Von den benachbarten Völkern sind dann noch die Perser vertreten, freilich entfernt nicht so stark wie die Armenier, aber doch in solcher Zahl, daß sie eine eigene Moschee sich erbaut haben, von deren Minaret ich abends den Muezzin in eigentümlichen Füsteldönen die Gläubigen zum Gebet rufen hörte. Am meisten kenntlich machen sich die persischen Teppichhändler, die ihre Waren auf den Schultern tragend die Straßen auf- und abwandeln. Sie haben sehr häufig nach der sonderbaren Sitte ihres Heimatlandes das pechschwarze Haar durch Färbung in brennend rotes verwandelt. Ueber Schönheitsbegriffe läßt sich nicht streiten, ich enthalte mich daher eines Urteils über den Effekt dieses Verfahrens. Der Tatar ist das geborene Lastthier der südrussischen Länder. Auf dem keilförmigen Tragack, den er auf dem Rücken hängen hat, trägt er die schwersten Lasten. Die größten Möbel sieht man ihn auf diese Art transportieren. Tatar ist freilich im Volksmund dieser Gegenden, wie mir scheint, ein etwas weitherziger Begriff, und man pflegt auch Vertreter kaukasischer Gebirgsstämme, sofern sie durch ihr ver-

lumpes Aussehen Anwartschaft auf diesen offenbar nicht in ehrendem Sinne gedachten Titel haben, so zu nennen. Das verwilderte Aussehen dieser in Schmutz und Lumpen einherwandelnden Kerle mit ihren zottigen Fellmägen wird durch die manchmal an's Tierische grenzenden Physiognomien noch beträchtlich erhöht. Und doch findet man zuweilen auch regelmäßigeren, nicht unschöne Gesichtszüge und ebenmäßigen Wuchs unter diesen Leuten.

Der Mittelpunkt des Bazar von Tiflis trägt seinen Namen nach ihnen. Der Tatarskij Naiban, Tatarenmarkt, ist ein unregelmäßig viereckiger Platz, der stark ansteigt, auf ihm befindet sich unter einem Dache die Mehlwaage, und den ganzen Tag über, namentlich aber vormittags, herrscht da das regste Treiben. Außer den Fruchthändlern sind es Gemüse- und Obstverkäufer, welche ihn beleben. Daß hier schon der Mehlsack mit farbigen Mustern verziert ist, erinnert uns daran, daß wir im Orient, der Heimat der uralten Kunstweberei sind. Auch für deren kostbarste Erzeugnisse, die Teppiche, ist Tiflis ein reichhaltiger Marktplatz. Hier am Tatarenmarkt befinden wir uns auch in der Nähe der heißen Schwefelquellen, welche der Stadt ihren Namen gegeben haben. Ephelis-Kala heißt die warme Stadt. Es ist eine sprachliche Merkwürdigkeit, daß das georgische tpili mit dem slavischen tioplo = warm aus einer Wurzel zu stammen scheint und daß somit die georgische Hauptstadt eine Namenschwester des böhmischen Kurorts Tepliz ist. In den Badeanstalten, von denen die nach der fürstlichen Familie Orbelliani benannte als die feinste gilt, kann man alle Prozeduren eines russischen Bades kennen lernen, wozu eine Abseifung des Körpers gehört, wie ich sie gründlicher bisher nie durchgemacht habe. Selbst die Spuren eines ebenso viele Jahre dauernden kaukasischen Wanderlebens, als ich es Weichen hindurch mitgemacht, hätten diesem Reinigungsverfahren nicht widerstanden.

Unmittelbar neben dem Orbellianischen Bade führt der Weg in das enge Felsstal hinter der persischen Festung hinauf wo menschliche Kunst dem harten Boden ein kleines grünes Paradies abgewonnen hat, den botanischen Garten. Das ist aber auch eine der wenigen Stellen, wo man der weinselligen Phantasie Mirza Schaffy's zustimmen kann, wenn er singt: „die Stromdurchrauschte Gartenstadt“. Für mich war der botanische Garten der Schauplatz eines kleinen Erlebnisses, das mir zeigte, wie engbegrenzt doch eigentlich der

Planet ist, auf dem wir umherwandeln. Trotz der zahlreichen sonntäglichen Besucher, welche unter den Laubgängen des Gartens sich ergingen, fühlte ich mich doch an dieser fernen Stelle auf asiatischem Boden von allen Beziehungen zur Heimat abgeschnitten und war so sicher wie nur je, als Fremder durch diese fremde Welt zu wandern. Als ich nun von Durst getrieben, der mich in dieser Treibhausatmosphäre nie verließ, an einer Erfrischungsbude mir eine Flasche Limonade geben ließ, wurde ich von einem Herrn angesprochen und zwar deutsch, wenn auch mit fremdländischem Accent. Nach kurzem Austausch von Worten entpuppte sich der Fremde als ein Schüler des Freiburger geologischen Instituts, an dem er vor Kurzem seinen Doktor sich erworben hatte. Sein Reisebegleiter, den ich noch am selben Abend kennen lernte, stellte noch viel nähere Beziehungen zum heimatlichen Boden dar, als Nachbar-Landsmann aus dem nahen Hohenzollern, der ebenfalls an unserer Alma mater seine Studien gemacht hatte. Es gibt eine hübsche Novelle von Rudolf Lindau: „Die kleine Welt“ über das Thema, daß man überall in zivilisierten Ländern einen Menschen trafe, mit dem man irgendwelche gemeinsame Lebensbeziehungen habe, — an diese wurde ich damals lebhaft erinnert.

Wenn man im Hochsommer nach Tiflis kommt, so wird man sich nicht aufgelegt fühlen, große Streifzüge in die ohnehin nicht besonders reizvolle Umgebung der Stadt zu machen. Einen Punkt aufzusuchen, der von erhöhtem Standpunkt einen Ueberblick über Stadt und Gegend gewährt, halte ich aber auf meinen Reisen für eine nicht zu unterlassende Touristenpflicht, und so raffte ich mich trotz der auch in den Abendstunden noch empfindlichen Schwüle auf, das kleine Davids-Klösterlein, das etwa 150 Meter über der Stadt in einer Falte des kahlen Felsberges eingebettet liegt, zu besuchen. Ein feierlicher, schöner Gesang der Mönche erkündete aus der einen der beiden Kapellen, welche dort, von Gräbern umgeben, mit dem kleinen Klostergebäude gleich Schwalbennestern an die steile Bergwand angeklebt zu sein scheinen. Der altertümlich geschwärmte Kuppelraum mit seinen Wandmalereien, die goldschimmernden Bildertafeln und die reichgestickten Stoffe erhöhten noch die von der Musik angeregte ernste Stimmung. Ihr entsprach auch das Landschaftsbild draußen zu meinen Füßen. Ueberall matte, gedämpfte Farbentöne, von dem Dämmerlicht des hereinbrechenden Abends noch herabgestimmt,

ein weitausgedehntes Häusermeer in über, bergiger Steppenlandschaft. Freilich war mir während meines ganzen dreitägigen Aufenthaltes in Tiflis das Schmuckstück seiner landschaftlichen Umrahmung zu sehen versagt. Die zarten Dunstschleier, welche die heiße Luft auf die ferneren Bergketten gelegt hatte, entzogen mir den Anblick des Kasbel und seiner schneebedeckten Nachbarn, die an klaren Tagen bis in die Straßen der Stadt hinein die erfreuliche Nähe des Hochgebirges verkünden.

Ich kann von Tiflis nicht Abschied nehmen, ohne der trefflichen Herberge Erwähnung zu tun, die zur Behaglichkeit des Aufenthaltes nicht wenig beigetragen hat. Das Hôtel de Londres, von der wackeren Wainzerin Frau Richter musterhaft geführt, liegt zwischen dem Kur und dem Alexanderpark in freier, lustiger Lage, was man hier besonders zu schätzen weiß. Auch abgesehen von der gesteigerten Empfänglichkeit für städtischen Komfort, welche sich bei mir naturgemäß nach einem vierwöchentlichen Leben sozusagen in der Wildnis eingestellt hatte, fühlte ich mich so gut aufgehoben, wie in jedem erstklassigen Schweizer Gasthof.

Um von Tiflis zu Land heimzureisen, wie ich mir vorgenommen hatte, standen mir zwei Wege offen: einmal die Bahnfahrt über Batu und um die Ostseite des Kaukasus herum nach Wladikawkas, oder die grusinische Heerstraße, die direkte Verbindung über den Hochkamm des Kaukasus nach dessen ebengenannter nördlicher Metropole — natürlich nur eine Wagenverbindung. Der Zeitaufwand wird für beide Wege annähernd der gleiche sein, dank der gemüthlichen Bahnfahrtempi in Rußland; landschaftlich versprach aber der zweite Weg einen höheren Genuß, und so wählte ich ihn. Ueber die grusinische Heerstraße ist schon mehr geschrieben worden als über alle anderen Gegenden des hohen Kaukasus zusammen, und das ist ganz natürlich — ist sie doch für die meisten Besucher dieser Länder das Einzige, was sie vom Hochkamm des Gebirges kennen lernen, und es ist daher auch kein Wunder, wenn zuweilen allzu begeistert gefärbte Schilderungen ans Tageslicht treten. Andererseits wäre es aber ungerecht, ihr etwa den Anspruch auf Sehenswürdigkeit abzusprechen.

Wer von Säben kommt, wie ich, geniest die Schönheiten der grusinischen Straße in wirkungsvoller Steigerung. Die etwa zwölfstündige Fahrt des ersten Tages führt anfangs durch wohlbebaute Gegenden, schließlich entlang waldigen Tälern, die

mit unserem heimischen Schwarzwald eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Am zweiten Tage überschreitet man in ernster, kahler Hoçhtallandschaft den Kreuzpaß, den 2437 Meter hohen Gipfelpunkt der Straße, und nun tritt man in die starre, felsige Region des Nordabhangs, wo eine Reihe großartiger Landschaftsbilder an unserem Auge vorüberzieht. Vor Allem ist es die mächtige Gestalt des Kasbek, dem wir bei der Station gleichen Namens direkt gegenüber treten. Der 5043 Meter hohe Brudervulkan des Elbrus, wie dieser lange schon erloschen, reckt sich als schlanker Dom mit eisstarrer Kuppel zum Greifen nahe gerade gegenüber dem Stationsgebäude empor. Und unmittelbar darnach treten wir in die großartigste Felschlucht ein, die wohl je von einer fahrbaren Straße durchquert worden ist, die Darialschlucht, ein zwölf Werst, also nahezu dreizehn Kilometer langes Defilé, dessen Wände bis zu 1800 Meter über dem in der Talsohle wildschäumend sich den Weg bahrenden Teretfluß ansteigen.

Wladikawkas liegt in einer fruchtbaren Hoçhebene, welche im Süden der blaue Wall der Kaukasuskette, überragt von dem stolzen Kasbek, abschließt. Eher als Tiflis verdient es den Namen Gartenstadt; bei ziemlich weitläufiger Bauart sind seine Häuser in das Grün der Anlagen und Alleen eingebettet. Lange vermochte mich diese Stadt nicht mehr zu fesseln. Daß ihr Volkstreiben die kaukasische Eigenart nicht verleugnet, davon konnte ich mich auf dem großen Marktplatz überzeugen, wo den ganzen Vormittag über eine bunt und malerisch zusammengewürfelte Mischung verschiedenster Volksstämme hin und herwogte. Aber eine etwas stärkere uniformrussische Note war doch herauszufühlen.

Das eigentliche Rußland mit seiner großen Einförmigkeit lernte ich jedoch erst auf der Rückfahrt kennen. Die gewaltige südrussische Ebene mit ihren endlosen Getreideflächen, nur dann und wann belebt von einer leichten Terrainwelle oder dem Graben eines träge dahin schleichenden Flusses, armselige Kosakendörfer, zuweilen auch große, volkreiche Städte, dem Aussehen nach freilich Riesendörfer — so ging es zwei Tage und drei Nächte ohne Abwechslung fort. Der weite räumliche Abstand zwischen den Gegenden, die zu besuchen mir vergönnt war, und der Heimat wurde mir dadurch recht sinnfällig vor Augen geführt.

Am Ende meiner Reiseschilderung angelangt, will ich nur noch ein kurzes Wort über die alpine Bedeutung der

Nidmers'schen Kaukasusfahrt anfügen. Der Sommer 1903 gehört jedenfalls in der Geschichte der Erschließung dieses ferneren Gebirgslandes zu den ergebnisreichsten. Noch niemals waren so zahlreiche Bergsteiger in seinen Hoçhregionen an der Arbeit, und die Anzahl von Erstersteigungen und neuen Aufstiegsrouten, die zu verzeichnen sind, ist keine geringe. Vor Allem ist es aber eine Tatsache, die hervorgehoben zu werden verdient. Zum ersten Male sind es führerlose Touristen, die sich dort an so große Aufgaben gemacht haben. So verdienstvoll das Werk der meist englischen Pioniere im Kaukasus auch ist, an dem Ruhm ihrer Gipfeleroberungen haben die schweizerischen und deutschen Führer einen erheblichen Anteil. Die Entwicklung der führerlosen Touristik, die — man mag über sie denken, wie man will — unzweifelhaft höhere Anforderungen an die geistige und körperliche Befähigung stellt, ist aber eine Eigenart des deutschen Alpenports. Der neue Beweis ihrer Leistungsfähigkeit, den sie nun zum ersten Male in größerem Maßstab außerhalb ihrer heimischen Regionen erbracht hat, wird viele von ihren Begnern verstummen machen. Das ist aber ein bleibender Erfolg, den sich der deutsche Alpinismus errungen hat. Neben den unvergeßlichen Erinnerungsbildern, welche die Kaukasusfahrt mir als dauernden geistigen Besitz hinterlassen hat, ist der Gedanke, an einem für den deutschen Bergsport so bedeutungsvollen Unternehmen, wenn auch nur als bescheidener Mitgänger, teilgenommen zu haben, mir eine reichliche Entlohnung für mancherlei Strapazen und Entbehrungen.



Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000368420